



universität
wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

**Straight-Edge – Kollektive Orientierungen innerhalb einer Kultur der
Enthaltsamkeit**

verfasst von / submitted by

Stefanie Tapler, BA

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien, 2022 / Vienna 2022

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

UA 066 905

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Masterstudium Soziologie

Betreut von / Supervisor:

Ass.-Prof. Mag. Dr. Michael Parzer

Inhaltsverzeichnis

1. EINLEITUNG	4
1.1. FORSCHUNGSINTERESSE UND FORSCHUNGSFRAGE.....	4
1.2. INHALTLICHE HERANGEHENSWEISE.....	7
2. DIE STRAIGHT-EDGE-SZENE – GEGENSTANDSBESCHREIBUNG	11
2.1. ANFÄNGE DER BEWEGUNG.....	11
2.2. STELLENWERT DER MUSIK.....	12
2.3. DIE GRUNDREGELN DER STRAIGHT-EDGE-SZENE.....	13
2.4. DAS „X“ ALS KENNZEICHEN DER SZENE.....	15
2.5. MÄNNLICHKEIT UND HYPERMASKULINITÄT.....	16
2.6. FORSCHUNGSDESIDERATE DER STRAIGHT-EDGE-SZENE.....	17
3. BEGRIFFLICHKEITEN UND THEORIEN	19
3.1. DER (SUB-)KULTURBEGRIFF – ALLGEMEINES.....	20
3.2. CHICAGO SCHOOL – DEVIANTE JUGENDKULTUREN.....	22
3.3. CULTURAL STUDIES.....	23
3.3.1. <i>Institutionalisierung der Cultural Studies am CCCS</i>	25
3.3.2. <i>Subkulturen als Widerstandsbewegung</i>	27
3.3.2.1. Die Mainstream-Kultur.....	27
3.3.2.2. Counterculture und die Hippie-Bewegung.....	28
3.3.2.3. Widerstand in der Punk-Szene.....	30
3.3.2.4. Die Skinheads.....	32
3.4. SZENEN ALS POSTTRADITIONALE VERGEMEINSCHAFTUNGSFORM.....	33
3.4.1. <i>Kritik am Subkulturbegriff</i>	33
3.4.2. <i>Die Szenenforschung nach Hitzler, Pfadenhauer und Niederbacher</i>	34
3.5. DER BEGRIFF IDENTITÄT.....	37
3.5.1. <i>Strömungen in der Soziologie</i>	37
3.5.2. <i>Kultur und Identität bei Michèle Lamont</i>	38
3.5.3. <i>Kollektive Identität</i>	40
4. EMPIRISCH-METHODISCHE VORGEHENSWEISE	43
4.1. QUALITATIVE SOZIALFORSCHUNG.....	43
4.2. DOKUMENTARISCHE METHODE NACH RALF BOHNSACK.....	45
4.3. DAS GRUPPENDISKUSSIONSVERFAHREN ALS ERHEBUNGSINSTRUMENT.....	49
4.4. DER FELDZUGANG.....	50
4.4.1. <i>Die Felderschließung der Straight-Edge-Szene</i>	51
4.4.2. <i>Die eigene Positionierung im Forschungsfeld</i>	52
4.4.3. <i>Forschungsethische Aspekte</i>	54
4.4.4. <i>Sampling</i>	55
4.4.5. <i>Rekrutierung</i>	57
4.5. AUSWERTUNGSPROZESS.....	58
4.5.1. <i>Beispielinterpretationen</i>	60
4.6. FORSCHUNGSARBEIT WÄHREND DER COVID-19-PANDEMIE.....	65
5. ERGEBNISSE	70
5.1. STILISIERUNG UND STILELEMENTE INNERHALB DER SZENE.....	70
5.1.1. <i>Modestil (als Habitus)</i>	71
5.1.2. <i>Tattoos als Ausdruck der Zugehörigkeit</i>	72
5.1.3. <i>„X“ als Erkennungszeichen</i>	73

5.2.	REGELN UND WERTE IN DER SZENE	74
5.2.1.	<i>Abstinenz von Drogen, Alkohol und Nikotin</i>	74
5.2.2.	<i>Koffein- und Medikamentenkonsument und (Gelegenheits-)Sex</i>	75
5.2.3.	<i>Vegetarismus/Veganismus</i>	76
5.2.4.	<i>Entscheidung gegen Kontrollverlust</i>	77
5.2.5.	<i>Edge-Break</i>	79
5.3.	KOLLEKTIV GETEILTE ORIENTIERUNGEN.....	80
5.3.1.	<i>Musik als identitätsstiftender Rahmen</i>	80
5.3.1.1.	Konzerte als Treffpunkt.....	80
5.3.1.2.	Musik als Ausdruck von Emotionen	82
5.3.2.	<i>Identifikationsprozesse</i>	83
5.3.2.1.	Gemeinschaftsgefühl	83
5.3.2.2.	Straight-Edge vs. Sober Living	84
5.3.3.	<i>Distinktionsprozesse</i>	85
5.3.3.1.	Abgrenzung zur dominanten Gesellschaft	86
5.3.3.2.	Abgrenzung zu militanten Hardlinern	87
5.3.4.	<i>Politisierende Aspekte in der Szene</i>	89
5.3.4.1.	Konsum-, Gesellschafts- und Kapitalismuskritik	89
5.3.4.2.	Widerstand gegen die Gesellschaft.....	92
5.3.4.3.	Männlichkeit, Hypermaskulinität, Mackertum und Feminismus.....	93
5.4.	DISKURSVORLAUF.....	97
6.	DISKUSSION DER ERGEBNISSE	100
6.1.	KONJUNKTIVER ERFAHRUNGSHINTERGRUND	100
6.2.	STRAIGHT-EDGE ALS WIDERSTANDSBEWEGUNG – URSACHEN UND AMBIVALENZEN.....	102
6.3.	SYMBOLS UND RITUALE ALS HANDLUNGSPRAXIS	105
6.4.	STRAIGHT-EDGE ALS AUSTRAGUNGSPORT VON KONFLIKT UND ÜBERLEGENHEIT.....	107
6.5.	STRAIGHT-EDGE ALS SOLIDARISCHE EINHEIT GEGENÜBER ANDEREN	108
6.6.	GRENZEN DER VORLIEGENDEN FORSCHUNG.....	109
6.7.	EMPFEHLUNGEN FÜR ZUKÜNFTIGE FORSCHUNGEN	110
7.	CONCLUSIO	111
8.	LITERATURVERZEICHNIS	115
9.	ANHANG	121
9.1.	ABSTRACT	121
9.2.	TRANSKRIPTIONSREGELN	122

1. Einleitung

1.1. Forschungsinteresse und Forschungsfrage

Punks, Hippies oder Gothics – all das sind Begrifflichkeiten, die als (Jugend-)Bewegungen in der Gesellschaft bekannt und in ihrem Vorkommen durchaus geläufig sind. Die sogenannte Straight-Edge-Szene ist dagegen weitaus weniger verbreitet und scheint vor allem im deutschsprachigen Raum relativ wenig Anklang zu finden. „Kein Sex. Kein Alkohol. Keine Zigaretten. Keine Drogen. Kein Fleisch. Was Krankenkassen erfolglos predigen, erklärt eine Jugendszene zum Prinzip“ (Padtberg 2006), schreibt beispielsweise die Autorin eines Spiegel-Artikels und benennt damit auch die Grundeinstellungen, welche Mitglieder der Straight-Edge-Szene teilen. Während der Konsum von Alkohol, das Rauchen von Zigaretten oder das Ausleben sexueller Freizügigkeit in unserer Gesellschaft unter Verhaltensmuster fallen, die als alltäglich und gebräuchlich gelten, werden ebendiese Gewohnheiten von Straight-Edger*innen vehement abgelehnt werden. Stattdessen steht die strikte Abstinenz von Alkohol, Drogen, Nikotin und Promiskuität im Vordergrund. Durch diese enthaltsame Lebensweise soll ein Bewusstsein für einen gesunden Lebensstil und für psychisches Wohlbefinden geschaffen werden. Gleichzeitig kann die Zugehörigkeit zur Szene „[...] als Reaktion auf unterschiedliche, weit verbreitete gesellschaftliche Praktiken angesehen werden, die von [...] Anhänger[*innen] als äußerst kritisch eingestuft werden“ (Mulder 2009, S. 2). Durch die bewusste Restriktion von jenen gebräuchlichen Verhaltensweisen, die vor allem in der westlichen Gesellschaft weit verbreitet sind und als normal angesehen werden, soll ein gewisser Widerstand geschaffen werden. Dabei wird die Kontrolle über Körper und Geist sowie ein damit einhergehender gesunder Lifestyle durch die zugrunde liegenden Regeln realisiert (vgl. Haenfler 2004c, S. 409).

Die Straight-Edge-Szene entwickelte sich aus der Punk-Kultur, deren Anhänger*innen nicht mit der hegemonialen Gesellschaftsstruktur und ihren Anforderungen zurechtkamen. Punks entstammten überwiegend der Arbeiterklasse und sahen sich somit alle in derselben benachteiligten Ausgangssituation, die vor allem mit mangelnden Berufsaussichten einherging. Um ihren Frust darüber auszudrücken und die Probleme als Kollektiv zu „bewältigen“, wollten sich Punks mit ihren kontroversen Verhaltens- und Denkweisen dem vorherrschenden System widersetzen (vgl. Haenfler 2004c, S. 414). Dies wurde einerseits durch den auffallenden Kleidungsstil, andererseits aber auch durch die Musik sowie durch exzessiven Alkohol- und Drogengebrauch ausgedrückt. Im Zentrum stand stets der Non-Konformismus, der sich gegen den Mainstream wendete (vgl. Hebdige 1979, S. 76). Von einigen Punks wurde der übermäßige Konsum von Suchtmitteln allerdings nicht befürwortet, ins Zentrum der Kritik rückte vielmehr die selbstzerstörerische Lebensweise. Ausgehend davon stand für einige

Punks nun die Abstinenz gegenüber diversen Rauschmitteln im Vordergrund, woraus sich eine neue Sparte, nämlich die Straight-Edge-Szene, ausbildete (vgl. Haenfler 2004a, S. 786). Auch wenn sich die Straight-Edge-Szene weiterentwickelte und Normen und Werte neu definierte, wurden die Grundzüge aus dem Punk weiterhin beibehalten: Als Gemeinschaft soll ein Gegenpol zu den alltäglichen Mustern der breiten Gesellschaft gebildet werden (vgl. Haenfler 2004c, S. 409).

Dem Aspekt der Gemeinschaft und der damit verbundenen Zugehörigkeit zu einer Gruppe kommt im Hinblick auf die Straight-Edge-Szene besondere Bedeutung hinzu. Bedingt durch die gleichen Ansichten und die geteilten Normen, Werte und sozialen Praktiken entstehen Gemeinschafts- und Zugehörigkeitsgefühle, die wesentlich für den Zusammenhalt der Mitglieder sind. Dies spielt vor allem in Bezug auf Identitätskonstruktionen und Identitätszuschreibungen eine tragende Rolle. Individuen statten sich selbst mit bestimmten sozialen Merkmalen aus und ordnen sich dadurch spezifischen Gruppen zu, wodurch sie auch von anderen sozial typisiert werden. So legen Verhaltensstile, Denkweisen, Gestik und Mimik oder auch Kleidungsstile, Sprachen und Musikgeschmäcker Grenzen zu anderen sozialen Gruppen fest, denen sich Menschen individuell zugehörig fühlen (vgl. Liebsch 2016, S. 80). Prozesse der Individualisierung und der Ent-Traditionalisierung haben dabei einen wesentlichen Einfluss: Durch die zunehmende Individualisierung sind Individuen in der Gesellschaft mit veränderten Lebensbedingungen konfrontiert. Sie werden aus tradierten Milieus und den damit verbundenen Sicherheiten herausgerissen; sind somit auch veränderten Strukturen der Identitätsbildung ausgesetzt (vgl. Hitzler & Pfadenhauer 2010, S. 372). Diese Entwicklung (post-)moderner Gesellschaften führt zu einem Überangebot an Lebensformen und vielfältigen Lebensgewohnheiten. Während traditionelle Lebensverläufe in den Hintergrund rücken, entsteht durch die großen Wahlmöglichkeiten eine Pluralisierung von Lebensformen, die den Individuen immer mehr Optionen für die Konstruktion ihrer Identität bietet. Allerdings fehlt vor allem Jugendlichen durch das Aufweichen von traditionellen Lebensbedingungen ein gewisses Maß an Geborgenheit, wodurch wachsende Unsicherheiten im Hinblick auf den eigenen Lebensverlauf entstehen (vgl. Ferchhoff 2008, S. 107ff.). Umso aktueller werden Zugehörigkeitskonstruktionen, durch die es den Jugendlichen möglich wird, Gemeinschaften zu bilden und mehr Sicherheit zu gewinnen (vgl. Hitzler & Pfadenhauer 2010, S. 380). Demnach sehen sich Jugendliche vermehrt mit Fragen wie „Wer bin ich?“ und „Wohin gehöre ich?“ konfrontiert (vgl. Vaskovic 1989, S. 587) und müssen sich mit den Wahlmöglichkeiten an Lebensstilen aktiv auseinandersetzen (vgl. Ferchhoff 2008, S. 108). Posttraditionale Vergemeinschaftungsformen, auch bekannt unter dem Begriff „Szenen“, ermöglichen hierbei ein Zusammengehörigkeitsgefühl, das durch geteilte Interessen und gemeinsame Ziele geschaffen wird. Innerhalb des komplexen Gesellschaftssystems gelingt es

Jugendlichen auf diese Weise sich „zu Hause zu fühlen“ (vgl. Hitzler & Pfadenhauer 2010, S. 379).

Trotz der Tatsache, dass Straight-Edge aus der bekannten Punk-Szene entstanden ist, ist sie sowohl im alltäglichen als auch im wissenschaftlichen Diskurs unterrepräsentiert. Dabei werden vor allem nationale Unterschiede erkennbar: Weil der Ausgangspunkt der Straight-Edge-Szene in den Vereinigten Staaten liegt (vgl. Haenfler 2004c, S. 409), liegt die Vermutung nahe, dass der Forschungsstand zu Vorkommen und Verbreitung der Szene in den USA weit ausgeprägter ist. Studien und Forschungsergebnisse finden sich meist in englischer Literatur und beziehen sich entweder auf den amerikanischen oder den britischen Raum. Für den deutschsprachigen Raum gibt es hingegen wenig Forschung zur Straight-Edge-Szene. Aus dem Grund soll durch die vorliegende Arbeit dahingehend neues Wissen in Bezug auf Österreich und Deutschland gewonnen werden. Die der Szene zugrunde liegenden Denk- und Verhaltensweisen, die daraus resultierenden kollektiven Orientierungen sowie identitätsstiftende Facetten gilt es in Erfahrung zu bringen. Ausgehend davon ergibt sich ein weiterer relevanter Aspekt, der die Notwendigkeit der Forschung über Straight-Edge verdeutlicht. Wie bereits erwähnt, erlangen Teilkulturen innerhalb des komplexen Gesellschaftssystems vor allem für Jugendliche und junge Erwachsene zunehmend an Bedeutung. Durch die permanente Suche nach Identität und Zugehörigkeit, müssen sie sich mit Fragen nach dem Sinn des Lebens auseinandersetzen, um ihren Platz in der Gesellschaft finden (vgl. Williams & Copes 2005, S. 68). In einem derart kalten System bieten bestimmte (Jugend-)Gruppen Wärme und Geborgenheit, weil sich Individuen auf Basis gleicher Interessen zusammenschließen und sich verstanden fühlen (vgl. Hitzler & Niederbacher 2010, S. 95). Während einerseits das Bedürfnis nach Zugehörigkeit zentral ist, spielen andererseits gesellschaftskritische Aspekte, Ein- und Ausschlussmechanismen sowie Machtverhältnisse eine zentrale Rolle (vgl. Marchart 2008, S. 14). Im Zuge dessen kann im Hinblick auf Straight-Edge von einer posttraditionalen Vergemeinschaftungsform, der Szene, gesprochen werden, wobei der Identitätskonstruktion eine tragende Rolle zukommt (vgl. Hitzler & Pfadenhauer 2010, S. 380). Diese ist nicht einfach naturgegeben, sondern muss im Alltag ständig produziert und reproduziert werden. Durch kulturelle Einflüsse, mit denen Individuen und soziale Einheiten konfrontiert sind, befinden sich Identitäten in ständigem Wandel und müssen ihre Gültigkeit unter Beweis stellen (vgl. Fischer 2018, S. 48). Um die Handlungspraxis gegenwärtiger Jugendszenen vermehrt in den Vordergrund zu rücken, sollen die genannten Dimensionen hinsichtlich Identitätsfindung und Szenenzugehörigkeit am Beispiel der Straight-Edge eruiert werden.

Auf Basis des vorliegenden Erkenntnisinteresses soll Aufschluss über die Straight-Edge-Szene und ihre kollektiven Orientierungen gegeben werden. Die folgende Forschungsfrage steht dabei im Mittelpunkt und wird im Laufe der vorliegenden Arbeit beantwortet:

Welche kollektiven Orientierungen charakterisieren die Straight-Edge-Szene und wie kommen diese zum Ausdruck?

Um etwaige Schwerpunkte setzen zu können, dienen folgende Unterfragen als Leitgedanken:

- Wodurch entsteht das „Wir-Gefühl“ innerhalb der Szene?
- Welche Stilelemente finden sich in der Straight-Edge-Szene?
- Durch welche Normen und Werte identifiziert sich die Szene?
- Inwiefern werden Abgrenzungen zur Mainstream-Gesellschaft geschaffen?

1.2. Inhaltliche Herangehensweise

Um eine Einführung in die Straight-Edge-Szene geben zu können, soll zu Beginn ein Überblick über den Gegenstandsbereich gegeben werden. Dabei liegt das Hauptaugenmerk einerseits auf der Entstehung der Szene und andererseits auf den bisher bekannten Normen und Werten. Zudem erlangt die Musik einen hohen Stellenwert und wird neben den grundlegenden Einstellungs- und Handlungsmustern als Basis für die geteilte Lebensweise gesehen.

Anschließend sollen die theoretischen Grundlagen sowie die dazugehörigen Begrifflichkeiten näher beleuchtet werden. Dem Kulturbegriff kommt dabei ein besonderer Stellenwert zu, welcher vor allem im Rahmen der Cultural Studies ins Blickfeld rückt. Diese wandten sich jenen Subkulturen zu, die durch soziale Ungleichheit im Verhältnis zur dominanten Kultur geprägt waren (vgl. Jacke 2009, S. 139). Bereits in den 1930er Jahren thematisierte die Chicago School das Problem delinquenter Jugendgruppen, die sich mit eigenen Verhaltensnormen gegen die Gesellschaft und ihre Herrschaftsverhältnisse stellten (vgl. Mrozek 2014, S. 103). Etwas später rückten die Cultural Studies in Großbritannien ins Zentrum der Aufmerksamkeit, die nicht nur das Verhältnis von Subkulturen und hegemonialer Gesellschaftsordnung skizzierten, sondern an Aspekte wie Widerstand, Konflikte und Macht anknüpften (vgl. Winter 2009, S. 68f.). Durch vorherrschende Macht- und Unterordnungsstrukturen entstehen In- und Exklusionsmechanismen, die sich schließlich in der Entstehung von (Sub-)Kulturen manifestieren. Prozesse der Zugehörigkeit, der Abgrenzung und der Identitätsbildung gehen mit der Unterscheidung zwischen „uns“ und den „anderen“ einher und verdeutlichen die permanente (Re-)Produktion kultureller Phänomene (vgl. Marchart 2008, S. 14). Auch wenn Herrschaftsverhältnisse und Ungleichheitsstrukturen stets Bezugspunkt der Cultural Studies waren, nahmen die späteren Studien am Birmingham Centre for Contemporary Cultural Studies (CCCS) Kriterien wie gemeinsame Rituale und Symbole in den Fokus, um die Entstehung von (Sub-)Kulturen zu erklären und kulturelle

Prozesse zu verstehen (vgl. Jacke 2009, S. 77). Kultur wird stets als soziale Praktik gesehen, jedoch bewegen sich diese nun weg von Delinquenz hin zu kollektiven Ritualen, Symbolen, Denk- und Verhaltensmustern (vgl. Winter 2009, S. 74). Infolgedessen erlangen – auch im Hinblick auf die Straight-Edge-Szene – die Termini „Gegenkultur“ bzw. „counterculture“ und „Mainstream-Gesellschaft“ bzw. „dominante Kultur“ an Bedeutung. Damit einher geht das Werk von Dick Hebdige „Subculture. The Meaning of Style“ (1979), das durch seinen Bezug zur Punk-Kultur und deren Lebens- und Ausdrucksformen als Akt des Widerstandes einen historischen Hintergrund zur Straight-Edge-Szene bietet. Um neuere Konzepte zu Vergemeinschaftungsformen in den Blick zu nehmen und den Fokus vom Klassenbegriff zu lösen, wird die Szenenforschung im Sinne einer posttraditionalen Vergemeinschaftung von Hitzler, Honer und Pfadenhauer (2008) herangezogen. Hierbei wird von Individualisierungsprozessen ausgegangen, die wiederum zu wesentlichen Veränderungen der Lebensorientierung in Gesellschaften geführt haben. Aufgrund dessen suchen Individuen freiwillig nach sozialer Geborgenheit und schließen sich Gruppen an, die ähnliche Einstellungen und Verhaltensweisen teilen (vgl. Hitzler & Pfadenhauer 2010, S. 372, S. 380). Neben den theoretischen Strängen der Subkultur- und Szenenforschung erscheint es wichtig, den Begriff der Identität genauer unter die Lupe zu nehmen. Auch hier ist aufgrund der Diversität keine eindeutige Eingrenzung des Begriffes möglich, jedoch sollen zentrale Punkte hervorgehoben werden: Einerseits wird der Bezug zu Michèle Lamont gesetzt, die die Elemente Kultur und Identität anhand von „cultural repertoires“ und „symbolic boundaries“ erarbeitet (vgl. Lamont 2001). Darüber hinaus steht die kollektive Identität im Zentrum, die den Fokus auf Gemeinschaften legt und so den Bogen zur Identitätskonstruktion innerhalb der Straight-Edge-Szene spannen lässt.

Der wohl wichtigste Bestandteil dieser Arbeit ist der empirische Abschnitt, der sich in zwei große Aspekte unterteilt: Zuerst erfolgt eine Darlegung der empirisch-methodischen Herangehensweise, um in weiterer Folge die gewonnenen Ergebnisse erläutern und in Bezug zur Theorie und dem Erkenntnisinteresse setzen zu können. Um unvoreingenommen an die Straight-Edge-Szene heranzutreten, wurde im Sinne qualitativer Sozialforschung eine möglichst offene Vorgehensweise gewählt. Aufgrund der Tatsache, dass das kollektive Miteinander, die Zugehörigkeit zu einer Gruppe und die Lebens- und Denkweisen der Szene im Vordergrund stehen, wurden Gruppendiskussionen als Erhebungsinstrument gewählt. Dadurch wird es möglich, Interaktionsprozesse und Diskurse innerhalb der Gemeinschaft zu eruieren und die Herstellung sozialer Realität nachzuvollziehen. Weil stets Realgruppen herangezogen wurden, die auch im alltäglichen Leben – außerhalb der Forschungssituation – ein Kollektiv bilden, war es möglich, Gemeinsamkeiten innerhalb der Szene, Abgrenzungen zur dominanten Gesellschaft sowie weiterführend kollektive Orientierungsmuster der Straight-

Edge-Szene zu erforschen (vgl. Michel 2010, S. 221f.). Durch das spezifische soziale Gebilde der Realgruppen, wie Freundschaften oder WG-Gemeinschaften, weisen die Teilnehmer*innen eine spezifische Gruppenstruktur und bestimmte Interaktionsmuster auf (vgl. Mehling 2018, S. 102). Zum Vorschein kommen an dieser Stelle die wesentlichsten Facetten der in dieser Forschung verwendeten Methode. Der Grundgedanke der dokumentarischen Methode nach Ralf Bohnsack liegt darin, implizites Wissen, damit verbundene kollektive Orientierungen und den konjunktiven Erfahrungsraum einer Szene zu rekonstruieren. Die Explikation dieses handlungsleitenden Regelwissens dient als Basis, um gemeinsame Orientierungen einer sozialen Einheit aufzudecken (vgl. Bohnsack et al. 2013, S. 12). Die Frage, wie soziale Realität hergestellt wird und inwiefern das kollektive Miteinander über einverlebte Erfahrungen und habitualisierte Praxen hergestellt werden kann, steht dabei im Vordergrund (vgl. Przyborski & Wohlrab-Sahr 2014, S. 289).

Es wurden drei Gruppendiskussionen mit jeweils drei bis vier Teilnehmer*innen geführt, wobei jede dieser Einheiten eine Realgruppe abbildete. Die Rekrutierung erfolgte vorwiegend über das Schneeballverfahren, aber auch soziale Plattformen dienten als wichtiger Referenzpunkt. Bedingt durch die Corona-Pandemie, die die vorliegende Forschung in erheblichem Maße beeinflusst hat, ergaben sich im Zuge der Kontaktaufnahme und der Durchführung der Gruppendiskussionen einige neue Erkenntnisse. Schwierigkeiten, aber auch Vorteile durch die Online-Kommunikation und die damit veränderte Forschungspraxis sollen im Zuge einer Reflexion thematisiert werden. Das Hauptaugenmerk liegt auf der Auswertung, die entsprechend der dokumentarischen Methode durchgeführt wurde. Anhand einer Beispielinterpretation soll das konkrete Vorgehen veranschaulicht werden. Zuletzt liegt der Fokus auf den durch die Gruppendiskussionen gewonnenen Ergebnissen, der Verknüpfung zwischen Theorie und Datenmaterial und der Beantwortung der Forschungsfrage. Die wohl wichtigste Erkenntnis bezieht sich auf die kollektiven Orientierungen, die vor allem auf latenter Ebene zum Vorschein kommen. Diverse Denk- und Handlungsweisen, die als implizites Wissen in der Straight-Edge-Szene vorhanden sind, stellen die gemeinsame Basis dar. So erlangen beispielsweise gesellschaftskritische Aspekte und damit einhergehende Identifikations- und Abgrenzungsprozesse hohen Stellenwert. Aber auch durch scheinbar alltägliche Praktiken, wie das „X“ als Ausdrucksform und Zugehörigkeitsmerkmal, werden Bedeutungszuschreibungen geschaffen, die einen gemeinsamen Erfahrungshintergrund erkennen lassen. Gegen jene (Konsum-)Praktiken, die in der heutigen Gesellschaft als gebräuchlich betrachtet werden, wird Widerstand durch konträre Lebenseinstellungen ausgedrückt. Dadurch entsteht ein Gemeinschaftsgefühl, das die Szene als Einheit stärkt und den Mitgliedern Identität und Zugehörigkeit vermittelt.

Das Ziel der vorliegenden Forschung ist es, die eigene empirische Erhebung mit dem bereits vorhandenen Wissen und den theoretischen Strängen der Subkultur- und Szenenforschung

zu verknüpfen. Dadurch sollen identitätsstiftende Aspekte und geteilte Orientierungen zum Vorschein zu gebracht werden, die für gegenwärtige Jugendszenen relevant sein könnten. Auf diese Weise gelingt es, die soziale Realität einer Gemeinschaft zu rekonstruieren und ihre gemeinsamen Orientierungen zu offenbaren.

2. Die Straight-Edge-Szene – Gegenstandsbeschreibung

2.1. Anfänge der Bewegung

Ausgangspunkt der Straight-Edge-Szene ist die amerikanische Punk-Kultur in den 1980er Jahren, deren Mitglieder sich als „Außenseiter“ gegenüber der dominanten Kultur sahen. Einige Punks sprachen sich jedoch gegen die nihilistischen, selbstzerstörerischen Verhaltensweisen aus und schlossen sich zur Straight-Edge-Szene zusammen (vgl. Haenfler 2004c, S. 409). Die Straight-Edge Bewegung ist historisch somit unabdingbar mit der Punk-Szene verbunden, auch wenn sie gerade den exzessiven Drogen- und Alkoholkonsum strikt ablehnt. Die größte Parallele wird hinsichtlich des Musik-Genres erkennbar: Ebenso wie die Punks, drücken auch Straight-Edge Anhänger*innen ihre Emotionen, ihre Einstellungen und Lebensweisen durch die Musik aus. Sowohl die Punk- als auch die Straight-Edge-Szene hat ihre eigenen Regeln, Rituale, Werte und Normen und steht gegenüber der Mainstream-Gesellschaft dafür ein. Kollektive Überzeugungen innerhalb der Bewegungen werden auch nach außen hin vertreten, wodurch wiederum die Gruppe als eine in sich geschlossene Einheit erscheint (vgl. Stewart 2017, S. 7).

Ausgehend davon, dass sich einige Punks mit dem Substanzmissbrauch in ihrem Umfeld und den selbstzerstörerischen Praktiken nicht mehr identifizieren konnten, entschieden sie sich, Alkohol und Drogen in ihrem Leben keinen Platz mehr zu geben. Daraus resultierte schließlich die Definition Straight-Edge, die erstmals von der Band Minor Threat als solche deklariert wurde (vgl. Haenfler 2004b, S. 78). Die Bewegung breitete sich vorerst vor allem in Nordamerika aus, erreichte ab 1988 aber auch Europa und die anderen Kontinente. Entscheidend für die Verbreitung und das Aufkommen der neuen Szene war vor allem der Sänger von Minor Threat, Ian MacKaye, der bis heute als „Gründervater“ von Straight-Edge gilt. Die ersten beiden Songs, die veröffentlicht wurden, gaben der Szene ihren Namen und legten damit auch die wesentlichsten Leitgedanken fest: Der gleichnamige Song „Straight-Edge“ und jener mit dem Titel „Out Of Step (With The World)“ prägen die Szene und ihre Musik bis heute. Durch die Songtexte wurde bereits zu Beginn das proklamiert, was auch heute noch als wesentlich und essenziell für die Zugehörigkeit zur Szene gilt: Alkohol, Drogen, Nikotin und freizügiges, sexuelles Verhalten werden abgelehnt; befürwortet wird die Kontrolle über Körper und Bewusstsein und eine gesunde Lebensgestaltung (vgl. Mulder 2009, S. 2). Ähnlich der Punk-Kultur wird Straight-Edge als Reaktion auf anerkannte und weit verbreitete gesellschaftliche Praktiken gesehen, die als kritisch und problematisch betrachtet werden. Allerdings liegt der Unterschied darin, dass Punks mit ihrem exzessivem Substanzmissbrauch ein Zeichen gegen die hegemoniale Ordnung setzen wollten (vgl. Jacke 2009, S. 144f), während Straight-Edger*innen ebendiese Praktiken vehement ablehnen und die

konsumgesteuerte Lebensweise sowie den normal gewordenen Alkoholkonsum der Mainstream-Gesellschaft verurteilen (vgl. Mulder 2009, S. 2).

Seit den späten 1990er hat sich die Straight-Edge-Szene weltweit verbreitet; in erster Linie durch das Internet und den dort stattfindenden Austausch der Anhänger*innen über die Musik. Auf diese Weise wurden immer mehr Individuen auf die neue Szene aufmerksam, wodurch sie vor allem zu Beginn einen gewissen „Hype“ unter Jugendlichen verzeichnete. Bereits von Beginn an war die Szene somit nicht an bestimmte Orte oder Lokalitäten gebunden; vielmehr fand die Interaktion online statt und trotzte (inter-)nationalen Grenzen. Erst in weiterer Folge schlossen sich lokal Straight-Edge Gruppen zusammen, wobei Konzerte der wesentlichste Bezugspunkt waren (vgl. Williams 2006, S. 176). Die Musik fungiert bis heute als Grundlage für das Gemeinschaftsgefühl untereinander und ermöglicht Verbundenheit über Ländergrenzen hinweg (vgl. Mulder 2009, S. 5).

2.2. Stellenwert der Musik

Straight-Edge steht aufgrund der gemeinsamen Musikrichtung mit der Punk-Bewegung der 1980er Jahre so eng in Verbindung. Der wesentliche Unterschied liegt darin, dass Straight-Edger*innen mit ihren Normen und Verhaltensmuster bewusst Abstand von der hedonistischen, zerstörerischen Lebensweise der Punks nehmen woll(t)en. Die Bezeichnung „Straight-Edge“ entstammt einem Song der Band Minor Threat mit dem gleichnamigen Titel „Straight-Edge“ (vgl. Williams & Copes 2005, S. 69):

„I'm a person just like you, but I've got better things to do than . . . snort white shit up my nose, pass out at shows . . . than sit around and smoke dope because I know that I can cope. Always want to be in touch, never want to use a crutch. I've got the Straight-Edge!“ (Minor Threat 1981)

Wie in den Lyrics ersichtlich, war die Abstinenz in Bezug auf Alkohol- und Drogenkonsum für Anhänger*innen der Straight-Edge Bewegung wesentlich. Aus einem weiteren Song der Band gehen die wesentlichsten Wertorientierungen der Szene hervor, die der Sänger Ian MacKaye wie folgt proklamiert (vgl. Haenfler, 2004c, S. 409): „*I don't smoke, I don't drink, I don't fuck, at least I can fucking think*“ (Minor Threat 1983).

Im Vordergrund stehen sogenannte „clean-living“ Einstellungen der Straight-Edge-Szene, womit ein positiver, lebensbejahender Gegenentwurf im Vergleich zu den Verhaltensmustern der Punks entwickelt wurde (vgl. Williams & Copes 2005, S. 69). Einzig das musikalische Genre war zu Beginn noch ähnlich dem der Punk Szene, doch auch hier entwickelten sich komplexere Gebilde (vgl. Lorig & Vogelsang 2011, S. 377). So reichte „[...] die Bandbreite von ‚Metalcore‘, der sich der musikalischen und inhaltlichen Sprache des Metals bedient, über

politisch fokussierten, aggressiven ‚Crustcore‘ bis zum selbstreflexiven Umgang mit persönlichen Empfindungen im ‚Emocore‘“ (Lorig & Vogelsang 2011, S. 377). Von Beginn an nimmt die Musik innerhalb der Straight-Edge-Szene einen zentralen Stellenwert ein. Einerseits werden erst über die Musik Individuen an das Thema Straight-Edge heran geführt, andererseits fungiert sie „[...] als Medium und als Verstärkerfunktion des Protestes gegen die vorherrschenden gesellschaftlichen Konventionen“ (Mulder 2009: 5, zit. nach Schwarz 2005, S. 124). Insbesondere auf Hardcore-Shows wird die Ideologie und die Identität der Gruppe über die Musik ausgedrückt, weshalb Konzerte auch als wichtiger Knotenpunkt für die Anhänger*innen dienen. Diese ermöglichen einen Treffpunkt, an dem Gleichgesinnte aufeinandertreffen, ihre Ansichten teilen und Solidarität füreinander zum Ausdruck bringen können (vgl. Haenfler 2004c, S. 409).

Wie bereits erwähnt wurden die grundlegenden Werte von Beginn an vor allem durch die Band Minor Threat über die Musik und die Songtexte vermittelt. Dadurch wird insbesondere auf Konzerten ein Gemeinschafts- und Zusammengehörigkeitsgefühl geschaffen. Die Songs selbst setzen sich mit Werten und Idealen der Straight-Edge-Szene auseinander, greifen aktuelle Themen und Trends auf und diskutieren diese unter einem gesellschaftskritischen Aspekt. Den Anhänger*innen wird damit ein ideeller Rahmen gegeben, der es ihnen ermöglicht, sich innerhalb der Gesellschaft individuell, aber gleichzeitig auch als Einheit zu positionieren. Durch die starke Verbundenheit zur Musik und das damit einhergehende Zusammentreffen auf Konzerten wird die „Unity“ auf ihre ganz eigene Weise gestärkt und teilweise auch erweitert (vgl. Mulder 2009, S. 5).

2.3. Die Grundregeln der Straight-Edge-Szene

Hinsichtlich der in der Szene geteilten Normen und Werte gibt es wesentliche Leitlinien, die von allen Anhänger*innen gelebt werden. Nicht außer Acht gelassen werden darf dabei, dass diese Regeln nicht immer eindeutig sind, die Standpunkte auch innerhalb der Szene massiv differieren und sich die Intensität und Radikalität der Auslebung der Ideale vor allem aufgrund diverser Untergruppen unterscheiden kann. Neben sogenannten Vegan-Straight-Edger*innen finden sich auch Gay-Edger, nationalsozialistische Straight-Edger*innen oder auch christliche Straight-Edger*innen (vgl. Mulder 2009, S. 3). Besonders ein vegetarischer oder veganer Lebensstil und der damit verbundene Verzicht auf Fleisch bzw. tierische Produkte zählt für viele Anhänger*innen als eine der Hauptvorschriften. Dabei spielt das Bedürfnis, nachhaltig zu leben, um auch den Tieren und der Umwelt nicht zu schaden, eine beachtliche Rolle (vgl. Haenfler 2006, S. 37). Durch diverse Interpretationen in Bezug auf „[...] positive clean living [...]“ (Haenfler 2006, S. 36) scheint sich die Szene aufzusplitten, ist de facto aber ihren Grundprinzipien treu geblieben. Anhänger*innen beziehen sich auf die bereits genannten,

gemeinsamen Werte und Normen, wodurch sie sich immer noch in der traditionellen Form als einheitliche Gruppe sehen (vgl. Mulder 2009, S. 3). Folgendes Zitat kann herangezogen werden, um die wesentlichsten Grundmerkmale der Szene zu umschreiben:

„Straightedge is commonly described as a philosophy and a lifestyle characterized by abstinence from alcohol, drugs, casual sex, and even meat and animal products in some cases.“ (Wood 2006, S. 1)

Straight-Edger*innen konsumieren keinen Alkohol, keine Drogen, keinen Tabak und verzichten oft auch auf eine sexuell freizügige Lebensweise. Vor allem die Abstinenz von Alkohol und Drogen gilt als absolut, jeglicher „Bruch“ wird einem Verlust der Straight-Edge-Identität gleichgesetzt (vgl. Haenfler 2004c, S. 409). Einerseits wird mit den geteilten und gelebten Normen Widerstand gegen selbst-zerstörerische Praktiken ausgedrückt, andererseits liegt der Fokus auch auf dem eigenen Körper und seinem Wohlbefinden. Durch die übereinstimmenden Leitgedanken innerhalb der Szene wird wiederum ein Gemeinschaftsgefühl geschaffen, das auch den Widerstand gegen die von Straight-Edger*innen als destruktiv empfundenen Handlungsmuster der Mainstream-Gesellschaft ausdrücken soll (vgl. Haenfler 2004c, S. 409f.). Während sich die Straight-Edger*innen anfangs vorwiegend gegen die Punks und ihre Lebensweise richteten, wurde zunehmend die Gesamtgesellschaft und ihre Lebensweise in den Fokus genommen. Die Art und Weise, in welcher vor allem Alkohol- und Drogenkonsum Normalität erlangen und die damit einhergehenden negativen Konsequenzen für Individuum und Gesellschaft außen vorgelassen werden, steht heute im Fokus der Kritik. Straight-Edger*innen wollen sich mit ihrem Lebensstil gegen die in der Gesellschaft vorherrschenden soziale Normen richten und somit ihren eigenen, sinnvolleren Weg gehen (vgl. Haenfler 2004c, S. 422).

Sogenanntes „positive, clean-living“ (Haenfler 2006, S. 36) steht für Straight-Edger*innen an oberster Stelle und spiegelt den zentralen Bezugspunkt für die Identität mit der Szene wider. Neben Alkohol, Drogen und Nikotin werden auch oft Medikamente und Koffein als schädlich für Körper und Geist erachtet. Zudem wird Vegetarismus bzw. Veganismus innerhalb der Szene großgeschrieben, auch wenn dies nicht zwingendermaßen von allen Anhänger*innen so praktiziert wird. All diese Aspekte gelten als „normal“ in der dominanten Gesellschaft, wodurch sich Straight-Edger*innen gegen die Lebensweise der Mainstream-Gesellschaft stellen (vgl. Haenfler 2004c, S. 416). Neben der gesellschaftlichen Ebene kommt auch der individuellen ein wesentlicher Stellenwert zu: „Refusing drugs and alcohol had a variety of meanings for individual sXers, including purification [and] control [...]“ (Haenfler 2004c, S. 417). Die eigene Gesundheit und das Wohlergehen können nur durch eine abstinenten Lebensweise garantiert werden. Zudem wäre das Bewusstsein durch Alkohol und Drogen zu sehr eingeschränkt, die Kontrolle über das eigene Handeln und Denken kann nur durch den Verzicht auf bewusstseinsverändernde Substanzen gewährleistet werden (vgl. Haenfler

2004c, S. 417). Ein weiterer Aspekt für die Abstinenz sind vorangegangene, negative Erfahrungen mit Gruppenzwang und dem Druck der Gesellschaft, erst durch Alkohol- und Drogenkonsum zu einer Clique dazuzugehören. Die Folgen sind das Gefühl von Hilflosigkeit und mangelnde Entscheidungsfreiheit in Bezug auf den eigenen Körper, aber auch Sticheleien und das Ausschließen aus der Peer-Group. Akzeptanz im Freundeskreis werde in der breiten Masse somit von Substanz-Gebrauch abhängig gemacht. Dem gegenüber steht die Straight-Edge Gemeinschaft, die die positiven Seiten der Abstinenz hervorhebt. Straight-Edge vermittelt Jugendlichen das Gefühl, auch ohne Substanzen Spaß haben und das Leben genießen zu können. Dabei dem eigenen Körper nicht zu schaden und die Kontrolle über sich und sein Handeln zu behalten soll als Leitgedanke fungieren (vgl. Haenfler 2004c, S. 417). Die individuelle Entscheidung, keine schädlichen Substanzen zu konsumieren, wird innerhalb der Szene als kollektiver Mehrwert gesehen, über die sich die Mitglieder identifizieren. Dadurch wird es ihnen möglich, ihren eigenen Weg als Einheit zu gehen und die persönlichen Überzeugungen in einer Gemeinschaft auszuleben (vgl. Haenfler 2004c, S. 418).

2.4. Das „X“ als Kennzeichen der Szene

Als zentrales Kennzeichen der Straight-Edge Bewegung fungiert das „X“, welches einerseits auf T-Shirts oder in Form von Tattoos zu finden ist, andererseits auch auf Konzerten auf den Handrücken aufgezeichnet wird. Zudem findet es sich in diversen Bezeichnungen wieder: So kennzeichnen sich Straight-Edger*innen selbst mit den Kürzeln „sXe“, wodurch die universelle Gültigkeit des Buchstabens X hervorgehoben wird (vgl. Haenfler 2006, S. 35). Die Ursprünge des Symbols finden sich in den frühen 1980ern in Amerika: Um sicherzustellen, dass Jugendliche aufgrund ihrer Minderjährigkeit in Clubs und auf Konzerten keinen Alkohol konsumierten, wurden sie mit einem „X“ auf dem Handrücken versehen. Relativ schnell resultierte daraus eine Bewegung, die nicht mehr von den Konzert-Veranstalter*innen ausging, sondern von den Jugendlichen übernommen wurde. Der Verzicht auf Alkohol sollte durch das „X“ am Handrücken bewusst nach außen getragen werden, um zu zeigen, dass die Intention der Konzertbesucher*innen nicht der Alkoholkonsum war. Allerdings wurde auf diese Weise auch ein Statement gesetzt, welches darauf verweist, dass der Konsum von Alkohol nicht notwendig ist und stattdessen mit Stolz davon Abstand genommen wird (vgl. Haenfler 2006, S. 35). Dem ursprünglich negativen Symbol, welches die Jugendlichen von Alltagspraktiken ausschloss, wurde nunmehr eine neue Bedeutung zugeschrieben: „[...] transforming its meaning into discipline and commitment to a drug-free-lifestyle“ (Haenfler 2006, S. 35). Bis heute findet sich das „X“ in den Namen von Bands, fungiert als Selbstzuschreibung (sXe), wird als dauerhaftes Erkennungszeichen auf den eigenen Körper tätowiert oder auf Hoodies und T-Shirts gedruckt. Das „X“ als universelles und zentrales Symbol, dem die Bedeutung der gemeinsamen Abstinenz zugeschrieben wird, vereint die

Straight-Edge-Szene weltweit. Jede*r Zugehörige*r erkennt das „X“ und verbindet damit automatisch Straight-Edge und seine Grundwerte (vgl. Haenfler 2006, S. 35).

2.5. Männlichkeit und Hypermaskulinität

Seit den 1980er gibt es verbreitetes Interesse und Studien zum Thema Maskulinität, vor allem im Kontext zu Bemühungen hinsichtlich einer post-feministischen Sichtweise. Trotz der bleibenden strukturellen Vorteile, die Männer auch heutzutage noch in der (patriarchalen) Gesellschaft genießen, wurden diverse Bewegungen gegründet, die hegemoniale Männlichkeitsstrukturen wieder verstärkt in den Fokus stellen sollen. Umso absurder erscheint es, dass die Straight-Edge Bewegung Maskulinität in den Vordergrund stellt. Vor allem zu Beginn waren Aggression und Gewalt sowie das Beweisen physischer Stärke Aspekte, die die Identität der Gruppe ausmachten (vgl. Haenfler 2004a, S. 77).

Die Straight-Edge Bewegung plädierte von Beginn an für ein bewusstes und gesundes Leben, das vorrangig durch den Verzicht auf Alkohol und Drogen möglich wird. Auch wenn die Zugehörigkeit zur Szene heutzutage auf individuellen Überzeugungen beruht, lassen sich vor allem in den Anfängen der Szene militante Züge erkennen. Daraus ergibt sich die Ambivalenz der einerseits stets betonten „positivity“, andererseits aber die aufkommende „militancy“ (vgl. Haenfler 2006, S. 81). Bedingt durch die szenentypische Hardcore-Musik sind Moshpits – aggressives Tanzen – sowie kleinere, gewaltvolle Handlungen auf Konzerten und Shows nicht untypisch. Weil die Musik von Grund auf sehr laut, aggressiv und konfrontativ ist, kommen dementsprechend Emotionen wie Frust und Wut zum Vorschein (vgl. Haenfler 2006, S. 88). Gewalt und Militanz wurden insbesondere Mitte der 1990er Jahre zu einem festen Bestandteil der Szene: Die sogenannten militanten Edger*innen endierten dazu, die Szene mit ihren Normen und Werten zu verherrlichen und diese als einzig richtige Lebensweise anzusehen. Folglich wurden jene Personen, die diese Meinung nicht teilten, Zigaretten rauchten und Alkohol konsumierten, von Straight-Edger*innen nicht toleriert. Die Identität mit der Szene wurde auf diese Weise verstärkt nach außen getragen. Typische Straight-Edge Tattoos und Klamotten gehörten zum Alltag und sollten anderen die Zugehörigkeit zur Szene vermitteln. Darüber hinaus wurde der Alkohol- und Drogenmissbrauch so weit verurteilt, dass Straight-Edger*innen anderen Individuen gegenüber physisch übergriffig wurden. Weil der eigene Lebensstil verherrlicht wurde, lag kein Verständnis für die Verhaltensweisen der restlichen Gesellschaft vor. Damit einher ging ein genereller Trend zur „Hypermaskulinität“, die durch die physische Überlegenheit unter Beweis gestellt werden sollte. Das aggressive Tanzen auf Shows und Konzerten förderte diese Einstellungen (vgl. Haenfler 2006, S. 88f.). Die Lebensweise anderer wurde massiv abgewertet, während parallel dazu Überzeugungsversuche erfolgten, die andere dazu zwingen sollten, sich dem Lebensstil und der Szene anzuschließen (vgl. Haenfler 2006, S. 91).

Obwohl Straight-Edge nicht als reine „Männer-Bewegung“ betrachtet werden kann, finden sich – vor allem in den Anfängen der Szene – dennoch einige Aspekte, die Maskulinität verstärkt zum Ausdruck bringen. Diese können wohl als Ursache dafür gesehen werden, dass Frauen in der Szene deutlich unterrepräsentiert sind. Prinzipiell ist die Szene offen für Männer und Frauen, jedoch schien die Bewegung vor allem in den Anfängen für Frauen durch die Militanz und die praktizierte Hypermaskulinität wenig ansprechend (vgl. Haenfler 2004a, S. 77). Heutzutage gibt es Bemühungen in Richtung liberalerer Einstellungen, auch im Hinblick auf Frauen und den Feminismus. Anhänger*innen sprechen sich toleranter gegenüber jenen Personen aus, die Alkohol konsumieren und sind der Meinung, dass die Entscheidung jedem und jeder selbst obliegt. Der Straight-Edge Lebensstil fungiert nicht mehr als das einzige Wahre und wird anderen auch nicht aufgezwungen (vgl. Haenfler 2006, S. 86). Zudem sollen Frauen mehr in die Szene miteingebunden werden, um dem Vorurteil der Hypermaskulinität ein Stück weit entgegenzuwirken.

2.6. Forschungsdesiderate der Straight-Edge-Szene

Wie bereits erwähnt stammen Studien und Forschungen zur Straight-Edge-Szene vor allem aus dem amerikanischen Raum, da die Szene aus der dort weit verbreiteten Punk-Bewegung entstand (vgl. Haenfler 2004c, S. 409). Aus diesem Grund erscheint es notwendig, die Szene mit ihren Einstellungen, Zielen und sozialen Praktiken im deutschsprachigen Raum näher zu beleuchten. Bedingt durch die permanente Suche nach Identität und Zugehörigkeit, mit der Jugendliche und junge Erwachsene konfrontiert sind, bieten Szenen ein warmes Miteinander in einem kalten Gesellschaftssystem (vgl. Hitzler et al. 2008, S. 10f.). Auch die Anhänger*innen der Straight-Edge-Szene schließen sich auf Basis gleicher Interessen und gemeinsamer Ziele zusammen, wodurch die Szene das Gefühl von Zusammenhalt und Zugehörigkeit vermittelt. Der Anschluss an die Szene ist freiwillig und basiert lediglich auf einem gemeinsamen Thema, mit dem sich die Individuen identifizieren. Spezifische Einstellungen und Verhaltensweisen, wie der Verzicht auf Alkohol und Drogen, werden innerhalb der Straight-Edge-Szene geteilt und ermöglichen eine Gemeinschaftsform auf Basis einer gemeinsamen Lebensweise (vgl. Hitzler et al. 2008, S. 9). Im Zuge der vorliegenden Forschung dient die posttraditionale Vergemeinschaftungsform der Szene als zentraler Bezugspunkt, wodurch sich auch die Forschungsdesiderate ergeben. Die der Szene zugrunde liegenden Denk- und Handlungsmuster gilt es näher zu beleuchten, um kollektiv geteilte Orientierungen in Erfahrung zu bringen. Ein- und Ausschlussmechanismen, Zugehörigkeitsaspekte sowie identitätsstiftende Facetten stellen einen zentralen Bezugspunkt von Szenen dar und sollen für die Straight-Edge-Szene eruiert werden. Die Frage, inwiefern die geteilten Normen, Werte und Verhaltensmuster innerhalb der Szene ausschlaggebend für ein kollektives Miteinander der Anhänger*innen sind, steht im Fokus. Wesentlich dabei ist die ständige Reproduktion der

Gemeinschaft im Alltag, wodurch die Szene mit ihren Orientierungen nach innen gefestigt wird und eine Abgrenzung nach außen zu anderen erfolgt (vgl. Hitzler 1998, S. 86). Das Forschungsinteresse liegt somit in der Lebenswelt der Straight-Edge-Szene, um die soziale Realität dieser und die kollektiven Orientierungen der Anhänger*innen zu erklären.

3. Begrifflichkeiten und Theorien

Im folgenden Kapitel liegt der Fokus auf den Begrifflichkeiten und den damit verbundenen theoretischen Strängen, die im Kontext der Straight-Edge-Szene relevant erscheinen. Um die Straight-Edge-Szene als posttraditionale Vergemeinschaftungsform verstehen zu können, ist es notwendig, auf die historische Entwicklung der Jugendkulturforschung zurückzugreifen. Aus diesem Grund wird ein Überblick über die Anfänge und die weitere Entwicklung der Subkulturforschung gegeben. Dabei kommt der Chicago School sowie den Cultural Studies und ihrer Institutionalisierung am Centre for Contemporary Cultural Studies (CCCS) in Birmingham ein wesentlicher Stellenwert zu (vgl. Winter 2009, S. 67). Bereits um 1930 gab es ausgehend von der Chicagoer School in Amerika Ansätze, die sich mit Gangs und Jugendbanden befassten und ihr Augenmerk auf die Ursachen von Kriminalität legten. Zu diesem Zeitpunkt lag der Fokus auf dem akuten Problem von Delinquenz in amerikanischen Großstädten (vgl. Mrozek 2014, S. 103). Die Cultural Studies rückten in den 60er und 70er Jahren ins Zentrum der Aufmerksamkeit und wandten sich schließlich der Kultur- und Gesellschaftssoziologie zu, um Herrschafts- und Machtstrukturen sowie Widerstandsverhältnisse zu erklären (vgl. Winter 2009, S. 69f.). Im Kontext dieser vorliegenden theoretischen Thematik ist es notwendig, die Begrifflichkeiten Kultur, Subkultur, Gegenkultur (bzw. „counterculture“) sowie Mainstream-Kultur entsprechend zu verorten und zu präzisieren. Dadurch wird es möglich, die verschiedenen Begrifflichkeiten mit den theoretischen Grundlagen der Chicago School und den Cultural Studies zu verknüpfen und ein besseres Verständnis der verschiedenen Konzepte zu erlangen.

Neuere Ansätze sehen das Konzept der Subkultur bedingt durch seinen Fokus auf die Klassenlage eher kritisch. Anstelle der Subkultur wird heute vermehrt von Szenen gesprochen, die als posttraditionale Vergemeinschaftungsform fungieren (vgl. Hitzler & Niederbacher 2010, S. 9f.). Die Szenenforschung nach Hitzler, Pfadenhauer und Niederbacher dient im Zuge der vorliegenden Forschung als wesentlicher Bezugspunkt, da die Suche nach Identität und Zugehörigkeit in (post-)modernen Gesellschaften eine wichtige Rolle spielt. Weil die Mitgliedschaft zu Szenen im Vergleich zu Subkulturen verstärkt auf Freiwilligkeit und gemeinsamen Interessen beruht und somit Gleichgesinnten Geborgenheit und Zusammenhalt vermittelt, erscheint das Konzept der posttraditionalen Vergemeinschaftung passend für die Straight-Edge-Szene (vgl. Hitzler & Pfadenhauer 2010, S. 380). In Zusammenhang mit der Szenenforschung spielt auch der Begriff Identität eine bedeutende Rolle. Aufgrund seiner Vielfalt wird dabei folglich auf den Ursprung und die Entstehung des Begriffes als auch auf die konkrete Bedeutung von individueller und kollektiver Identität eingegangen, um die theoretische Basis der Straight-Edge-Szene zu vervollständigen.

3.1. Der (Sub-)Kulturbegriff – Allgemeines

Der Begriff Kultur ist in der Gesellschaft weit verbreitet, jedoch aufgrund seiner Breite nicht eindeutig definierbar. Dennoch fungiert er besonders im Kontext dieser Arbeit als Ausgangspunkt, um die weiteren Zusammenhänge zu verstehen. Innerhalb der Soziologie wurde der Begriff Kultur in seinen Anfängen mit jenem der Gesellschaft synonym verwendet. Eine explizite Zuwendung zum Kulturbegriff und zur damit verbundenen kultursoziologischen Forschung gab es erst nach dem Zweiten Weltkrieg; im Zeitraum von 1945 bis 1975 haben diese Aspekte nur sehr wenig Aufmerksamkeit erfahren (vgl. Lichtblau 2001, S. 54). Der Aufschwung der Kultursoziologie, der schließlich in der Gründung einer eigenen Sektion „Kultursoziologie“ der Deutschen Gesellschaft für Soziologie mündete, fand Mitte der 70er Jahre statt. Im Zuge dessen rückte vor allem Friedrich Tenbruck, der sich mit seiner Annahme über ein kultursoziologisches Verständnis gegen das vorherrschende gesellschaftstheoretische Verständnis von Soziologie richtete, in den Vordergrund (vgl. Lichtblau 2011, S. 55f.). Tenbruck sah „[...] die Kultur als Inbegriff aller überlieferten Sinnzusammenhänge und symbolischen Selbstdeutungen einer Gesellschaft [...]“ (Lichtblau 2011, S. 56). Somit stand nunmehr die Vorstellung, dass der Mensch der Welt Sinn verleiht und dadurch spezifische Kulturwerte aufweist, im Zentrum. Weil sich soziales Handeln an vorherrschenden Werten orientiert und somit kulturell vermittelt werden, wird impliziert, dass derartige kulturelle Überlieferungen historisch relevant sind (vgl. Lichtblau 2011, S. 57). Das soziale Leben der Individuen in einer Gesellschaft beruht somit auf geschichtlichen und kulturellen Überzeugungen, die dem Handeln und Denken einen Sinn verleihen (vgl. Lichtblau 2011, S.57).

In der Soziologie kann Kultur allgemein als Element und Ausdruck der sozialen Handlungswelt definiert werden (vgl. Lipp 2014, S. 95). Damit einher gehen Eigenheiten und Handlungsmuster, die eine Gruppe von einer anderen unterscheiden. Ganz allgemein können unter dem Begriff Kultur somit erlernte und angeeignete Gewohnheiten verstanden werden, die regelmäßig praktiziert und sozial verbreitet werden. Essenziell ist, dass die Regeln, Symbole, Werte und weitere Wissensbestände innerhalb eines Kollektivs geteilt werden. Die Akteur*innen eines derartigen Kollektivs schreiben ihren Denk- und Handlungsmustern einen Sinn zu, den sie untereinander teilen (vgl. Esser 2002, S. 2). Durch den vom Kollektiv zugeschriebenen Sinn an Verhaltensmuster legt die Kultur fest, „[...] welchen Wert die Akteure gewissen Sachverhalten zuweisen und welche Erwartungen sie mit bestimmten Umständen verbinden“ (Esser 2002, S. 6). Ausgehend davon existieren mehrere Kulturen in einer Gesellschaft, die als Untergruppen der Gesamtgesellschaft betrachtet werden können und somit mit dem Terminus Subkulturen versehen werden (vgl. Fischer 2018, S. 41f.) Durch einen

Vergleich der unterschiedlichen Gruppierungen können Differenzen, Ähnlichkeiten und Hintergründe von Kulturen aufgedeckt werden (vgl. Lipp, 2014, S. 95).

Um nun den Begriff der Subkultur zu definieren, werden drei sozialwissenschaftliche Modelle herangezogen, die in der sozialwissenschaftlichen Literatur verankert sind. Subkulturen werden im ersten Modell als in sich geschlossene Einheiten gesehen, die zwar Berührungspunkte mit der dominanten Kultur aufweisen, allerdings dennoch am Rand stehen. Das zweite Modell beschreibt die Gesamtkultur einer Gesellschaft als Summe der Subkulturen; „[...] die Gesamtkultur fügt sich aus den Subkulturen, quasi aus Mosaiksteinchen, zu einem Ganzen zusammen“ (Vaskovic 1989, S. 589). Daraus entwickelte sich ein drittes Modell, das auch heutzutage noch breite Akzeptanz findet. Einige Werte, Normen und Handlungsmuster sind für alle Mitglieder in einer Gesellschaft verbindlich, andere gelten nur für bestimmte soziale Gruppen. Somit existieren sowohl jene Gruppen, die nur wenige Werte analog zur dominanten Kultur vertreten und sich dadurch großteils abgrenzen, allerdings gibt es auch solche, die kaum einen Unterschied zur dominanten Kultur aufweisen. Zwischen diesen beiden Extremen liegen jedoch noch zahlreiche weitere Varianten von Subkulturen (vgl. Vaskovic 1989, S. 588f.). Unter dem Terminus Subkultur lässt sich folglich eine Teilkultur verstehen, die zwar in gewisser Weise von der dominanten Struktur einer Gesellschaft abweicht, jedoch in anderer Hinsicht auch mit ihr übereinstimmt. Somit beinhaltet die Subkultur bestimmte Spezialitäten; spezifische Normen, Werte und Handlungsmuster werden, da sie den Mitgliedern außerhalb der Subkultur nicht bekannt sind, als trennende Elemente angesehen (vgl. Vaskovic 1989, S. 589).

Konkrete Zahlen zu Subkulturen gibt es kaum, da eine Quantifizierung des Feldes fast nicht möglich ist; vorliegende Daten beruhen meist nur auf Schätzungen und schwanken zudem sehr stark. Grund dafür ist unter anderem, dass sich Subkulturen immer wieder neu ausdifferenzieren und aufspalten, wodurch es äußerst schwierig ist, einen Überblick über die Anhänger*innen der Untergruppen zu behalten (vgl. Lorig & Vogelsang 2011, S. 372). Festzumachen sind Kulturen an ihren Stilen, Ritualen und spezifischen Symbolen, die Hinweise auf die Identität innerhalb der Gruppen geben. Dieser sogenannte Körperkult ist von Subkultur zu Subkultur höchst unterschiedlich und innerhalb der jeweiligen Gruppe entsprechend internalisiert. Durch Fixierungen, Übersteigerungen und Radikalisierungen besteht aber immer auch die Gefahr, dass die Denk- und Verhaltensmuster der jeweiligen Kultur in eine problematische Entwicklung übergehen (vgl. Lorig & Vogelsang 2011, S. 372f.).

3.2. Chicago School – Deviante Jugendkulturen

Die Frage, wie der Begriff Subkultur nun verstanden werden kann und welche Konzepte dahinter liegen, beschäftigt die sozialwissenschaftliche Forschung seit dem erstmaligen Auftreten der Thematik in den 20er Jahren. Im Umfeld der Chicagoer School erfolgten in den 1920er Jahren in den Vereinigten Staaten erstmals empirische Arbeiten über kriminelle Milieus, insbesondere Jugendgruppen. Diese wurden allerdings vorerst als „Kultur der Jugend“, „Kriminelle Kultur“ oder „Kultur der Armut“ betitelt (vgl. Vaskovic 1989, S. 587). Erst 15 bis 20 Jahre später kam die Bezeichnung Subkultur auf, basierte allerdings nicht auf einer theoretischen Fundierung, sondern diente vorwiegend als Etikett (vgl. Vaskovic 1989, S. 587f.).

Die Chicago School wandte sich jenen Subkulturen zu, die durch soziale Ungleichheit im Verhältnis zur dominanten Gesellschaftskultur geprägt waren. Weil die sogenannte dominante Struktur Normalität repräsentierte, wurde die Subkultur als Abweichung davon wahrgenommen. Damit einher gingen vor allem negative Aspekte, die nicht als normalitätskonform galten und daher gegebenenfalls unter Anwendung sozialer Kontrolle bekämpft werden mussten (vgl. Vaskovic 1989, S. 590). Die dominante Kultur wurde meist als die legitime Kultur in einer Gesellschaft verstanden, wodurch Subkulturen immer als minderwertig gesehen wurden. Deutlich wird das vor allem daran, dass das Subkulturkonzept für die Erklärung jugendlicher Delinquenz und anderen Formen abweichenden Verhaltens herangezogen wurde (vgl. Buchmann 1989, S. 628). Diese Jugendkulturen unterschieden sich dahingehend, dass sie eigene Verhaltensnormen aufwiesen und so ein eigenes Selbstbewusstsein und eine eigene Gruppenidentität konstruierten. Nichtsdestotrotz unterlagen sie aber bestimmten Gesetzen und Regeln der Gesamtgesellschaft (vgl. Jacke 2009, S. 139). Im Gegensatz zu späteren Untersuchungen lag das Hauptaugenmerk der Chicago School vor allem auf Abweichung und Delinquenz. Die Chicago School befasste sich in erster Linie mit der Sozialstruktur einer Subkultur, indem sie kennzeichnende Normen und Verhaltensmuster untersuchte, die sich gegen die Gesellschaft richteten. Dabei stand deviantes, das heißt von der Norm abweichendes, und oft delinquentes, kriminelles Verhalten im Vordergrund. So äußerten die Mitglieder dieser Subkulturen ihre Kritik an den Herrschaftsverhältnissen und drückten ihren Widerstand aus (vgl. Eisewicht & Pfadenhauer 2015, S. 490).

Prägend war hierbei der von Clifford R. Shaw entwickelte „area approach“, der bereits in der Untersuchung „Delinquence Areas“ hervorstach. Darin wurden Daten von männlichen Jugendlichen, die mit der Schulbehörde, der Polizei oder dem Gericht in Konflikt geraten waren, ausgewertet und ihre Korrelation mit den jeweiligen Wohngebieten untersucht. Eindeutig erkennbar war die Tatsache, dass abweichendes Verhalten bzw. Kriminalität in

Städten deutlich häufiger vorzufinden war, während dieses in Richtung Peripherie abnahm (vgl. Mrozek 2014, S. 103). Laut Shaw „[...] stieg die Kriminalität dort an, wo verschiedene Kulturen aufeinanderprallten, und sank umgekehrt proportional zum Grad der Akkulturation“ (Mrozek 2014, S. 103). Die daraus hervorgegangene Argumentation der „Chicago Boys“ dient als Grundlage für weitere, ähnliche Studien. Kriminalität wurde nun nicht mehr ausschließlich sozial, sondern auf Basis ethnischer und urbaner Aspekte erklärt und damit als kulturelles Phänomen gesehen. Basierend darauf hat der Soziologe Milton Gordon neue Konstruktionen von Identität untersucht. Wesentliche Faktoren waren die soziale Herkunft bzw. Klasse, der ethnische Hintergrund „race“ sowie die regionale Herkunft. Diese Elemente sah er als relevant für die Konstruktion von Identität an, auf Basis derer sich Subkulturen formten (vgl. Mrozek 2014, S. 104). Etwas später in den 1950er Jahren wurde der Begriff von Albert Cohen in seiner Studie „Delinquent Boys“ (1955) wieder aufgenommen, jedoch aus einem anderen Blickwinkel betrachtet: Cohen sah den Lebensstil der Jugendlichen als eine eigene Kultur an und fand die Ursache für Kriminalität nicht in einer fehlenden, sondern einer falschen sozialen Ordnung. Zudem bezog er nicht nur Arbeiterviertel, sondern auch die Mittelschicht in die Studie mit ein und betonte die kulturelle Komponente bei der Gruppenbildung von Jugendlichen, die nicht zwingendermaßen kriminell sein mussten (vgl. Mrozek 2014, S. 106). An dieser Stelle wird deutlich, dass der Subkultur-Begriff nicht mehr ausschließlich deviante und delinquente Formen in den Blick nahm.

3.3. Cultural Studies

Theoretisch begründete Subkulturkonzepte wurden erst Ende der 50er und im Verlauf der 60er Jahre ausgereift und brachten Fragen nach Teilstrukturen einer Gesellschaft sowie Themen rund um dominante Kulturen, ethnische Minderheiten und der Majorität der Bevölkerung in den Vordergrund (vgl. Vaskovic 1989, S. 587f.). Im Kontext einer soziologischen Forschung fallen mit dem Begriff „Kultur“ sofort die britischen Cultural Studies ins Blickfeld, die zuerst vor allem von Raymond Williams, Richard Hoggart und Edward P. Thompson geprägt wurden. Zu Beginn lag der Fokus der Cultural Studies darin, „[...] die traditionell-marxistische Vorstellung zurückzuweisen, Kultur sei nur ein bloßes Überbauphänomen, das von allen determinierenden ökonomischen Prozessen der >Basis< bestimmt würde“ (Fischer 2018, S. 46, zit. nach Marchart 2008, S. 32). Mit der Gründung eines eigenen Instituts an der Universität Birmingham im Jahr 1964 gelang den Cultural Studies die Etablierung als akademische Disziplin. Stuart Hall, der schließlich als vierte einflussreiche Persönlichkeit innerhalb dieses Feldes bekannt ist, prägte die Cultural Studies vor allem durch seine soziologische Perspektive (vgl. Fischer 2018, S. 46).

Die Cultural Studies bezeichnen Kultur auch als „Alltagskultur“ oder „Populärkultur“, womit deutlich gemacht wird, dass ein Leben außerhalb einer Kultur nicht möglich ist. Individuen sind

permanent von Kultur umgeben, wodurch diese etwas Gewöhnliches und Alltägliches repräsentiert (vgl. Fischer 2018, S. 47). Dennoch entsteht durch das Erkenntnisinteresse der Cultural Studies eine Eigenart des Kulturbegriffs: Ihre Perspektive legt fest, was als Kultur zu werten ist. Dabei ist wesentlich, dass spezifische Phänomene dann für den Kulturbegriff relevant sind, „[...] wenn sie Auskunft über die Produktion und Reproduktion von Identitäten und Machtverhältnissen innerhalb einer Gesellschaft geben“ (Fischer 2018, S. 48). In den Fokus rückt in Zusammenhang mit Kultur somit auch der Begriff der Identität, der mit Fragen wie „Wer bin ich?“ und „Wohin gehöre ich?“ einhergeht. Im Vordergrund steht dabei, inwiefern sich die Gruppe, zu der man sich zugehörig fühlt, von einer anderen unterscheidet. Die Identität einer Gruppe in der Gesellschaft ist aber nicht einfach vorgegeben, sondern wird produziert, formt sich neu aus und befindet sich in ständigem Wandel. Im Rahmen der Cultural Studies wird dabei von einem konstruktivistischen Modell ausgegangen, das Identitäten als Ergebnis kultureller Einflüsse versteht. Weiters müssen auch Identitäten, die ein Individuum oder ein Kollektiv ausmachen, permanent reproduziert werden, um ihre Gültigkeit nicht zu verlieren. Neben den Identitäten rücken auch Machtverhältnisse in den Fokus des Kulturbegriffs (vgl. Fischer 2018, S. 48f.). „Ein- und Ausschlussverhältnisse innerhalb von Gruppen, Prozesse der Hegemonie und Unterordnung, aber auch des Widerstands, sind kulturell bestimmt“ (Fischer 2018, S. 49).

Kultur wird von den Cultural Studies somit als Raum verstanden, in dem Konflikte rund um Macht ausgetragen werden. Wesentlich sind dabei vor allem die Kategorien „race“, „class“ und „gender“, anhand derer Macht- und Unterordnungsverhältnisse von Kulturen ausgehandelt werden (vgl. Fischer 2018, S. 52). Diese Kategorien verweisen auf das Vorliegen von Inklusions- und Exklusionsmechanismen, die die Trennlinien einer Gruppe zu einer anderen markieren. Cultural Studies wollen „[...] das Wirken von kulturellen Formen und Praktiken im Alltagsleben, ihren Beitrag zur Reproduktion, zur Infragestellung und zur Transformation von Strukturen sozialer Ungleichheit“ (Winter 2009, S. 68) untersuchen. Dadurch soll nicht nur ein besseres Verständnis für Herrschaftsverhältnisse in einer Gesellschaft erzeugt, sondern auch die Möglichkeit für das Überleben, den Kampf für Veränderungen und für den Widerstand gegeben werden. Das Hauptanliegen der Cultural Studies findet sich in jenen Prozessen, die Individuen dabei helfen sollen, ihren Interessen Ausdruck zu verleihen, sich dadurch zu entfalten und so ihre Handlungsfähigkeiten zu erweitern. Dabei geht es sowohl um einzelne, individuelle Momente der Selbstbestimmung als auch um kulturelle und gesellschaftliche Prozesse. Cultural Studies werden als kritische Praxis betrieben, womit vor allem die grundlegende Kritik an bestehenden Herrschaftsverhältnissen und der damit verbundenen Gesellschaftsordnung einhergeht (vgl. Winter 2009, S. 68f.).

Ausgehend von der Tatsache, dass Macht- und Unterordnungsverhältnisse einen bedeutenden Raum im Rahmen der Cultural Studies erlangen, wird ersichtlich, dass Konflikte im Mittelpunkt stehen. Kulturen können aus diesem Grund auch als Austragungsort von Konflikten gesehen werden. Auf diese Weise sichern sie sich ihre eigene Identität und Stabilität in Abgrenzung zu anderen Kulturen. Essenziell für die Cultural Studies sind deshalb die drei Kategorien „race“, „class“ und „gender“, die in der alltäglichen Praxis zur hegemonialen Gesellschaftsformation beitragen (vgl. Marchart 2008, S. 12f.). Ebendiese Aspekte sind ausschlaggebend für das Vorhandensein von unterschiedlichen Machtstrukturen in der Gesellschaft und zwischen Kulturen. Cultural Studies zielen darauf ab, mit ihrem Erkenntnisinteresse die Verhältnisse von Dominanz und Unterordnung und die Beziehung zwischen „uns“ und „den anderen“ herauszuarbeiten (vgl. Marchart 2008, S. 15). Stuart Hall, der als einer der wichtigsten Vertreter der Cultural Studies gilt, verweist auf die Notwendigkeit, Ein- und Ausschlussmechanismen zu berücksichtigen und damit auch Aspekte des Widerstands aufzugreifen (vgl. Marchart 2008, S. 25). Generell kann davon ausgegangen werden, dass Cultural Studies mit den Begrifflichkeiten Kultur, Macht und Identität in unabdingbarem Zusammenhang stehen. Soziale Identitäten und die damit verbundene kulturelle Konstruktion sind nur analysierbar, wenn Machtverhältnisse, in denen sie eingeschrieben sind, berücksichtigt werden. Identitäten stehen nicht nebeneinander, sondern sind in vertikalen Unterordnungsverhältnissen strukturiert, was vor allem durch Klassen, rassistische Zuschreibungen und Geschlechteraspekte verdeutlicht wird (vgl. Marchart 2008, S. 33).

3.3.1. Institutionalisierung der Cultural Studies am CCCS

Das Centre for Contemporary Cultural Studies an der Universität Birmingham wurde 1964 gegründet und konzentrierte sich von Beginn an auf die Erforschung der populären Alltagskultur. Dadurch erfolgte eine gewisse Neuorientierung und -positionierung der Kulturwissenschaften. Das CCCS ging von einem Zwei-Kulturen-Modell aus, welches „[...] aus einer herrschenden (bürgerlichen) und einer unterdrückten (proletarischen Kultur) besteht. Innerhalb dieser beiden Kulturen können sich Untergruppen formieren, die spezifische, unterschiedliche Merkmale und funktionale Leistungen aufweisen“ (Mrozek 2014, S. 114). Die wohl wichtigsten Vertreter und Gründer des Centers waren Richard Hoggart und Raymond Williams, die beide selbst aus der Arbeiterklasse kamen und somit einen essenziellen, persönlichen Bezug hatten (vgl. Mrozek 2014, S. 110). Bereits Hoggart und Williams verstanden Kultur als „[...] wesentliches Element des sozialen Lebens“ (Winter 2009, S. 70). Im Vordergrund stand die sogenannte „ordinary culture“ und die Ausweitung dieses Kulturbegriffes. Jedoch erwies sich dies als äußerst schwierig in einer Gesellschaft, die von sozialer Ungleichheit und Privatisierung geprägt war (vgl. Mrozek 2014, S. 110). Außerdem

stand das CCCS aufgrund der wissenschaftstheoretischen Positionierung oftmals unter Kritik. Zu Beginn orientierte sich das CCCS vor allem literaturwissenschaftlich; erst durch Stuart Hall, der die Leitung nach Hoggarts übernahm, „[...] vollzog das Centre eine Wende hin zur Soziologie“ (Mrozek 2014, S. 111).

Von den Mitgliedern des Birmingham Centre erfolgte in diesem Kontext eine intensive Auseinandersetzung mit Kultur und Gesellschaft. Hierzu wandten sie sich jenen zum damaligen Zeitpunkt vernachlässigten Theorien zu, die aber das Verhältnis von Kultur und Gesellschaft in seiner widersprüchlichen Komplexität abbildeten. Ziel des CCCS war eine kritische Analyse des kulturellen und sozialen Wandels, um dessen Ursachen, Entwicklungen und die Bedeutung erfassen zu können. Im Zuge der Auseinandersetzung mit dem Verhältnis von Kulturanalyse und Gesellschaftstheorie lag das Hauptaugenmerk auf Forschungsgebieten wie Subkulturen und Medienforschung (vgl. Winter 2009, S. 73). Kultur wurde als soziale Praktik betrachtet, wobei immer der Bezug zu den Herrschaftsverhältnissen und der Sozialstruktur hergestellt wurde – allerdings bewegten sich die CCCS-Jugendkulturstudien weg von Delinquenz hin zu Aspekten wie gemeinsamen Ritualen und Symbolen einer Kultur. Neben den kulturellen Praktiken spielten auch ökonomische, politische und ideologische Aspekte eine Rolle. Damit ging die Annahme einher, dass Individuen durch spezifische Rituale, Gewohnheiten und bestimmte Verhaltensweisen ihr Leben (unbewusst) repräsentieren (vgl. Winter 2009, S. 74). Dies zeigten auch Clarke et al. (1979) mit der Untersuchung von jugendlichen Subkulturen: Anhänger*innen von Subkulturen der Arbeiterklasse (wie bspw. die Mods, Teddie-Boys oder Skinheads) verarbeiteten durch gemeinsame Rituale ihre Problemsituationen (vgl. Winter 2009, S. 73). Mithilfe gemeinsamer Handlungs- und Verhaltensweisen in den Bereichen Mode, Sprache und Musik wurde ein symbolischer und sozialer Zusammenhalt hergestellt. Anstelle des Begriffs Jugendkultur trat durch Clarke et al. (1979) das strukturbezogene Konzept der Subkultur in den Vordergrund (vgl. Jacke 2009, S. 141). Neben der gemeinschaftlichen Wirkung für die Gruppe hatte die Subkultur aber weiterhin einen widerstandsfähigen Effekt gegenüber den Herrschaftsverhältnissen (vgl. Winter 2009, S. 71ff.). Subkulturen weisen also spezifische Ausdrucksformen auf, die die Struktur und Form sozialer Beziehungen der jeweiligen Subgruppen bestimmen (vgl. Jacke 2009, S. 141). Die „wahren“ Probleme der Arbeiterklasse wurden dadurch zwar nicht gelöst, dennoch symbolisierten die Subkulturen „[...] ideologische Konstrukte [...], in denen sich eine kollektive Reaktion auf die aktuellen Lebensbedingungen ihrer Klasse ausdrückte, die durch Widerstand und kreative Handlungsmächtigkeit gekennzeichnet war“ (Winter 2009, S. 75f.).

3.3.2. Subkulturen als Widerstandsbewegung

Wesentlich erscheint in diesem Zusammenhang der Aspekt des Widerstands, welcher auch bei den Forschungen des CCCS zu jugendlichen Subkulturen Thema war. Die Theoretiker haben sich dabei auf jugendliche Kulturen konzentriert, die sich gegen den Mainstream wenden wollten und dies durch ihre Kleidung, ihr Verhalten und ihre Sprache ausgedrückten. Anhänger*innen der jeweiligen Subkultur stellen sich damit gegen „[...] blocked economic opportunities, lack of social mobility, alienation, adult authority, and the banality of suburban life“ (Haenfler 2004c, S. 407). Oftmals ist dieser Widerstand aber nur ein Illusionsgedanke – Hauptanliegen der Subkulturen ist nämlich gar nicht das Erreichen einer tatsächlichen Veränderung (vgl. Haenfler 2004c, S. 407f.).

3.3.2.1. *Die Mainstream-Kultur*

Das Verhältnis zwischen dem Mainstream und diversen Subkulturen ist ein durchaus komplexes Feld, das stets umkämpft ist und kulturelle, soziale, gesellschaftliche und ökonomische Praktiken in sich birgt. „Mainstream“ kann nicht endgültig übersetzt oder beschrieben werden, sondern definiert sich durch diverse (sub-)kulturelle Entwicklungen immer wieder aufs Neue. Im Folgenden soll nun der Begriff des Mainstreams ausgehend von den Cultural Studies skizziert werden, um einen historischen Überblick zu Subkulturforschungen geben zu können (vgl. Pilipets & Winter 2017, S. 284). Die angloamerikanische Tradition der Cultural Studies und ihre Gründerväter Hoggart, Thompson und Williams verstanden unter dem Begriff der Kultur stets ein unabdingbares Element des sozialen Lebens (vgl. Winter 2009, S. 70). Aus diesem Grund wurde die Tatsache, dass zunehmende Massenproduktion und Massenunterhaltung eine „abgestumpfte“ Masse in einer Gesellschaft entstehen lässt, enorm kritisiert. Masse galt als Ausdruck der Zerstörung von Individualität und Kreativität (vgl. Pilipets & Winter 2017, S. 285f., zit. nach Winter 2001, S. 29ff.). Besonderes Augenmerk legte Hoggart auf die britische Arbeiterklasse, „[...] deren Alltagskultur durch den wachsenden Einfluss der kommerziellen, manipulierenden Massenkultur bedroht sei“ (Pilipets & Winter 2017, S. 285). Später befassten sich vor allem die Birminghamer Subkulturstudien am Centre for Contemporary Cultural Studies mit der Trennung zwischen einer Minderheit, die eine eigene Kultur schafft und der Masse, die als Mainstream angesehen wird. Im Fokus standen dabei die bewusst vom Mainstream abweichenden (Selbst-)Inszenierungs- und Vergemeinschaftungspraktiken von Subkulturen (vgl. Pilipets & Winter 2017, S. 286). Bestimmt wurde die Kultur der Jugendlichen einerseits durch die sozialen und kulturellen Bedingungen der britischen Arbeiterklasse, andererseits waren auch eigene Aspekte relevant: Das „Sub“ bei besagten Jugendkulturen wurde als Abgrenzung zu den Eltern, zu anderen Subkulturen und zur Ordnung im Ganzen – also dem Mainstream – gesehen. Ursprung der Bewegungen und ihrer Einstellungen waren die

Probleme und Konflikte der Jugendlichen, die in Beziehung zu Praktiken und Strukturen anderer Kulturen bzw. des großen Ganzen gesetzt wurden.

Als alternativer Begriff zur Mainstream-Gesellschaft kann auch von dominanter Kultur bzw. dominanter Gesellschaft gesprochen werden. Angenommen wird, dass gewisse Normen der dominanten Kultur von der Subkultur verletzt bzw. missachtet werden, die Subkultur dagegen über ihre eigenen Werte und Regeln verfügt und diese auch durch ihr „Anders-Sein“ deklariert (vgl. Vaskovics 1989, S. 595). Der Begriff der Mainstream-Gesellschaft findet im Kontext der Straight-Edge-Szene besonderen Anklang. Aufgrund der szenespezifischen Einstellungen und Handlungsmuster, die sich vom Mainstream vor allem im Hinblick auf Alkohol und Nikotin stark unterscheiden, werden Abgrenzungsmechanismen sichtbar. Die Mainstream-Gesellschaft wird innerhalb der Szene als Bezugspunkt gesehen, von deren Lebensweise sich Straight-Edger*innen in gewissen Aspekten abheben wollen.

3.3.2.2. Counterculture und die Hippie-Bewegung

Subkulturen stellen mit ihrer Lebensform oftmals einen Gegenpol zu anderen Kulturen bzw. zur dominanten Gesellschaft dar. An diesem Punkt rückt der Begriff der „Gegenkultur“ bzw. der „counterculture“ in den Fokus. Das Konzept der „counterculture“ kam in den späten 1960er Jahren auf und wird seitdem immer wieder herangezogen, um Ideologien, Praktiken und Ansichten zu erklären, die sich von den hegemonialen Denkmustern unterscheiden (vgl. Bennett 2012, S. 20). „Generally speaking, ‚counterculture‘ is used to denote a point of disjuncture between what are represented as dominant or mainstream values and alternative value systems [...]“ (Bennett 2012, S. 20).

Die Definition für das Vorhandensein einer Gegenkultur scheint äquivalent zu jener der Subkultur, jedoch war der Begriff der „subculture“ wesentlich dominanter und wurde als „[...] key conceptual framework for the examination of counter- and anti-hegemonic practice, particularly among youth“ (Bennett 2012, S. 20) herangezogen. Der Begriff „counterculture“ findet seinen Ursprung in den späten 1960er Jahren in Zusammenhang mit der Hippie-Bewegung. Vor dem Aufkommen der Punks galten Mitte der 1960er Jahre die Hippies als Reaktion auf die unterdrückende Homogenität der 50er als prägende Subkultur. Die Anfänge waren in Kalifornien zu vernehmen, als eine Gegenkultur entstand, die die Wohlstandsideale der Mittelschicht radikal in Frage stellte (vgl. Wecker 2020, S. 226). Angelehnt haben sie sich dabei an den Lebensstil der Hipster, „[...] einer urbanen Subkultur der amerikanischen literarischen Beat-Szene der späten 1950- und 1960er Jahre“ (Wecker 2020, S. 226). Die „Hippies“ wollten sich mit ihrem Lebensstil gegen die Konformität stellen und lehnten deshalb zwanghaften Konsum und materiellen Erfolg strikt ab. Werte wie Frieden, Anti-Rassismus,

Gleichberechtigung und gemeinschaftliches Zusammenleben standen im Vordergrund. Weil sich die Anhänger*innen gegen den homogenen Lebensverlauf richten wollten, der unter anderem auch Heirat und Kinder vorsah, kam der sexuellen Freiheit und dem damit verbundenen Slogan „free love“ hohe Bedeutung zu (vgl. Haenfler 2004c, S. 419). Auch diese Bewegung kann als Bruch mit der traditionellen Mittelklasse-Kultur gesehen werden. Jugendliche schlossen sich aufgrund ihrer persönlichen Situation, die sie als perspektivenlos einordneten, zusammen. Grundgedanke war die Abwendung vom vorherrschenden System in der Gesellschaft hin zu einem eigenständigen und selbstorganisierten Leben (vgl. Lothwesen 2014, S. 117). Vorherrschende Droge war das sogenannte „Dope“ – zumeist Marihuana –, das als Erweiterung des Geistes angesehen wurde und die Kreativität anregen sollte (vgl. Haenfler 2004c, S. 410). Kreativität wurde auch durch den Kleidungsstil ausgedrückt, der durch die farbenfrohe Gestaltung (oftmals kombiniert mit Blumenmuster) eine optimistische, positive Weltsicht vermittelte. Im Zuge dessen wurde auch der bis dato vorherrschenden strikten Trennung von Männlichkeit und Weiblichkeit ein (symbolisches) Ende gesetzt: Sowohl Männer als auch Frauen trugen dieselben Klamotten, weiblich konnotierte Attribute wie Perlenketten oder lang gewachsene Haare wurden auch von Männern zum Ausdruck gebracht. Auf diese Weise erfolgte „[...] eine Angleichung der Geschlechter durch die Feminisierung der (Kleidungs-)Stile“ (Wecker 2020, S. 227). Die Norm der Zweigeschlechtlichkeit wurde auf diesem Wege hinterfragt, abweichende, alternative queere Lebensstile wurden sichtbarer. Auch Frauen verliehen ihrer Weiblichkeit vermehrt Ausdruck, indem sie auf BHs und Korsagen verzichteten, Freizügigkeit durch kürzere Röcke symbolisierten und somit die Konturen ihres Körpers hervorhoben. Besonders auf Demonstrationen, Veranstaltungen und Konzerten sollte mit diesen neuen Stilen gesellschaftliche Veränderung signalisiert werden (vgl. Wecker 2020, S. 227f.). Nicht nur bei den Punks war Musik ein zentrales Ausdruckselement, auch die Hippies musizierten und tanzten gemeinsam, um Liebe, Frieden und Einheit zu symbolisieren (vgl. Wecker 2020, S. 227f.).

Die Hippies haben sich ein alternatives, kulturelles Milieu geschaffen, das von Musik, Drogen und Literatur geprägt war. Mit ihrem Lebensstil sollte eine alternative und neue Denkweise zur dominanten, kapitalistischen Gesellschaft geschaffen werden, die vor allem die Elterngeneration in die Kritik nahm. Die Musik galt als wohl wichtigster Faktor, wenn es darum ging, die Ansichten nach außen zu tragen und die Denkweise der Kultur auszudrücken (vgl. Bennett 2012, S. 21).

„Popular representation of the counterculture also interpreted it as a socio-cultural phenomenon with the potential to create a new cultural sphere, beyond and ideologically separated from the parent culture.“ (Bennett 2012, S. 21)

Ausgehend davon, dass sich die Gruppe der Hippies mit ihrem Lebensstil als Gegenpol zu ihrer Elterngeneration sah, stand das Modell der „counterculture“ für sozialen Wandel und Veränderung. Grundsätzlich wird sowohl der Begriff Subkultur als auch jener der Gegenkultur verwendet, um die Identität von Jugendgruppen, die sich mit ihrem Lifestyle gegen die hegemonial anerkannte Gesellschaft stellen, zu erklären (vgl. Bennett 2012, S. 23).

3.3.2.3. *Widerstand in der Punk-Szene*

Jugendliche wollten sich durch ihre Zugehörigkeit zu Subkulturen mit ihren Einstellungen und Verhaltensweisen gegen die dominante Kultur stellen. Bedingt durch die in der Subkultur vorherrschenden Probleme und Konflikte der Jugendlichen stand der Ausdruck des Widerstands im Zentrum. Die vorherrschenden Praktiken und Rituale, die sich vor allem in der Kleidung, dem Stil und den Interessen der Jugendlichen manifestierten, sollten innerhalb ihrer Kultur einen symbolischen Zusammenhalt suggerieren und dadurch wiederum das Anders-Seins zur vorherrschenden Ordnung untermauern (vgl. Pilipets & Winter 2017, S. 287).

„Indem sie durch Rekontextualisierung und Wiederaneignung das ihnen zur Verfügung stehende soziale und materielle >Rohmaterial< transformierten, um neue Bedeutungen zu kommunizieren, protestierten sie [...] gegen die dominanten gesellschaftlichen Strukturen.“ (Pilipets & Winter 2017, S. 287)

Erwähnenswert erscheint in diesem Zusammenhang Dick Hebdige, dessen wichtigste Studie seine Untersuchung „Subculture. The Meaning of Style“ aus dem Jahr 1979 ist. Auch wenn er nicht dem CCCS angehörte, bezog er sich dennoch auf deren Arbeit und trug mit seinem Werk erheblich zur Verbreitung des Subkultur-Begriffes bei (vgl. Mrozek 2014, S. 114). Ihm ging es vor allem um die stilistischen Merkmale einer Gruppe, wie Musik, Mode, Design und Medien. Fragen wie: „How does a subculture make sense to its members?“ oder „How is it made to signify disorder?“ prägten seine Untersuchung und machten eine Definition der Bedeutung des Stils erforderlich (vgl. Hebdige 1979, S. 100). Den Fokus legte er dabei auf die Subkultur der Punks, die vorwiegend der Arbeiterklasse angehörten. Durch die geteilte Ausgangssituation entwickelten sie eine gemeinsame Ausdrucksweise sowie gemeinsame Rituale in Bezug auf Verbrauch und Konsum. Über ihren Style, der über „bricolage“ (sogenannte „Basterei“) zustande kommt, kennzeichnen sie ihre Identität (vgl. Hebdige 1979, S. 102f.): „[...] Subcultures cobble together (or hybridize) styles out of the images and material culture available to them in the effort to construct identities [...]“ (Hebdige 1999, S. 441).

Zusammengefasst wurde der Stil der Punks unter „confrontating dressing“, wobei auf jegliche Objekte und Farben zurückgegriffen wurde: Nadeln, Haken und Plugs wurden ihrem eigentlichen Zweck entwendet und dienten als Schmuckstück für den Körper; aus Plastik und Lurex wurden Klamotten hergestellt, meist mit auffallendem, vulgärem Design. Miniröcke oder Hosen mit großen Reisverschlüssen, Stiefel und Stiefeletten mit Absätzen und Nieten und T-

Shirts mit unübersehbaren Aufdrucken prägten den Stil. Zudem wurden die Haare in grellen Farben gefärbt; Make-Up trugen sowohl Männer als auch Frauen (vgl. Hebdige 1979, S. 108). Nicht selten wurden Uniformen – wie beispielsweise Röcke mit Blusen und Krawatten – umgestaltet bzw. absichtlich beschädigt, indem mit Graffiti oder Kunstblut gearbeitet wurde. Auch an dieser Stelle wird der Widerstand und die Missachtung des Normalen erkennbar (vgl. Hebdige 1979, S. 108). Der auffällige und durchaus kontroverse Kleidungsstil wurde von den Punks als kollektiver Ausdruck der persönlichen Identität gesehen. Deutlich erkennbar wird dabei, dass sehr bewusst mit Symbolen, Zeichen und vor allem der Musik agiert und diese Stilelemente auch politisch, nämlich als Unabhängigkeitserklärung gegenüber der hegemonialen Ordnung, eingesetzt werde. Dadurch wird der Widerstand gegen die herrschende Kultur ausgedrückt – und zwar im Sinne von selbstreferenzieller Kunst (vgl. Jacke 2009, S. 144f.). Nach Hebdige (1979) sei die Subkultur ein Gegenentwurf zum Mainstream, wobei Kultur somit als eine spezifische, andere Lebensweise definiert wird. Dieser Aspekt findet sich auch in der Straight-Edge-Szene, die sich mit ihrem Verzicht auf Alkohol, Drogen, Nikotin und „Gelegenheitssex“ ebenfalls gegen den Mainstream richtet. Im Unterschied zu früheren Überlegungen, die vorrangig widerständige, subversive und klassenspezifische Arbeiterjugendkulturen thematisierten, ging die Entwicklung unter Hebdige in Richtung popkultureller Vermischungen von Jugendgruppen, die vor allem einen identitätsstiftenden Charakter vorwiesen (vgl. Jacke 2009, S. 146).

Neben der Ausdruckweise über den Kleidungsstil stand auch die Musik im Fokus. Im Gegenteil zum Mainstream-Rock und -Pop galt die Musik der Punks als sehr direkt und laut. Vor allem Gitarren und das Schlagzeug wurden in Kombination mit „screamed vocals“ in voller Lautstärke gespielt, woraus sich im Vergleich zum leichten, in der Gesellschaft weit verbreiteten Pop hohe Tempi und rauher Gesang ergaben (vgl. Hebdige 1979, S. 109). Die Texte der Songs waren durchaus konfrontativ und sollten die Kritik an der Gesellschaft ausdrücken, weshalb auch der überwiegend aggressive und laute Stil zentral war.

Selbstverständlich spielte auch die Klassenzugehörigkeit eine bedeutende Rolle bei den Punks: Durch die Zugehörigkeit zur Arbeiterklasse fühlten sich Anhänger*innen der Punks ausgeschlossen und nicht in die hegemoniale Gesellschaftsordnung integriert. Durch ihre mangelnden Berufsaussichten und dem fehlenden Geld wollten sie ihren Frust über das System und ihre aussichtslose Situation in der Mainstream-Gesellschaft verdeutlichen (vgl. Hebdige 1979, S. 76). Ausdruck der Punks war das Chaos, das sie durch exzessiven Drogenkonsum und sexuell freizügige Verhaltensweisen proklamierten. Um sich gegen die dominante Gesellschaft zu wehren, drückten sie ihre ausweglose Situation durch ein „Leben im Jetzt“ aus, dessen ständiger Begleiter selbstzerstörerische Praktiken waren. Punks verneinten die konventionelle Arbeit, die in der Normgesellschaft präsent war, zu der viele aber durch die Jugendarbeitslosigkeit keinen Zugang hatten (vgl. Haenfler 2004c, S. 414). Die

vorherrschenden Werte der Gesamtgesellschaft wurden abgelehnt, im Zentrum der Lebensweise der Punks stand der Non-Konformismus. „Hedonism, defiance of authority and the quest for ‚kicks‘“ (Hebdige 1979, S. 76, zit. nach Cohen 1955) waren die leitenden Grundeinstellungen der Bewegung. Die Punks gelten als Ausgangspunkt der Straight-Edge-Szene, wenngleich sie in ihrem Substanzgebrauch einen einzigen Kontrast zu dieser bilden. Besonders interessant erscheint aus dem Grund die Tatsache, dass sich einige (ehemalige) Punk-Anhänger*innen später zur Straight-Edge-Szene zugehörig fühlten (vgl. Haenfler 2004c, S. 414).

3.3.2.4. *Die Skinheads*

Die Gruppe der Skinheads erlangte während der 90er Jahre große Aufmerksamkeit, entstand jedoch bereits in den späten 60er Jahren in Großbritannien „[...] as an offshoot of the mode subculture“ (Haenfler 2004c, S. 411). Viele der Skinheads sahen sich ebenfalls als Angehörige der „working class“, wodurch bereits auf die Entstehung der Kultur in den großstädtischen Arbeiter- und Einwandererbezirken Großbritanniens verwiesen wird. Als Reaktion auf die Bewegung der 68er Jahre griffen britische Arbeiterjugendliche auf die Klamotten ihrer Väter zurück, vereinten sich mit den „Hard Mods“ und wählten eine geschorene Glatze als Symbol ihrer Szene (vgl. Farin 1995, S. 50). Diese Aspekte sind bis heute noch Identifizierungsmerkmale der Skinheads:

„[...] extrem kurze Haare bis zur vollendeten „Spiegelglatze“, für die weibliche Version auch die mitunter recht kunstvolle, aber nicht mehr so leicht zu identifizierende „Renee“-Frisur [...] Bomberjacken-, Lonsdale-Pullover- und Doc-Martens- bzw. Springerstiefel-Look [...].“ (Farin 1995, S. 51)

Aber nicht nur durch den Kleidungsstil bzw. das äußere Erscheinungsbild grenzen sich Anhänger*innen von der der Mainstream Gesellschaft ab – erneut spielt die Musik eine entscheidende Rolle. Besonders die Genre Ska und Reggae werden als typische Skinhead-Musik betitelt, über deren Liedtexte die Identität der Gruppe sowohl nach außen als auch nach innen abgegrenzt wird (vgl. Farin 1995, S. 51f.). Oftmals sind die Einstellungen der Skinheads sehr nationalistisch und patriotisch geprägt, weshalb die Kultur nicht als unproblematisch gilt. Vor allem zur 2000er Wende kristallisierten sich drei Gruppen von Skinheads heraus: Rassistisch veranlagte Neo-Nazis, sogenannte non-political Skinheads, die weder anti-rassistisch noch rassistisch sind und jene, die sich dezidiert gegen Rassismus aussprechen. Als Ort der Zusammenkunft dienen Pubs, in denen Alkoholkonsum durchaus geläufig ist (vgl. Haenfler 2004c, S. 411). Somit ergeben sich auch bei dieser Szene sowohl Ähnlichkeiten hinsichtlich der Merkmale der Gruppenzugehörigkeit als auch gravierende Unterschiede im Vergleich zur Straight-Edge-Szene.

3.4. Szenen als posttraditionale Vergemeinschaftungsform

Im Anschluss wird nun das Konzept der posttraditionalen Vergemeinschaftungsform nach Hitzler, Honer und Pfadenhauer (2008) aufgegriffen. Dabei spielt vor allem die aufgekommene Kritik am Subkulturbegriff eine zentrale Rolle, die im Hinblick auf die Straight-Edge-Szene und die Verwendung des Szenebegriffs ausschlaggebend ist. Ausgehend davon werden die theoretischen Aspekte von Szenen als Vergemeinschaftungsform erläutert und in Bezug zu Straight-Edge gesetzt.

3.4.1. Kritik am Subkulturbegriff

In Bezug auf das Zustandekommen von Subkulturen aufgrund von vorliegenden Herrschaftsverhältnissen und damit verbundener sozialer Ungleichheit gab es auch Kritik. Vor allem für postmoderne Gesellschaften scheint der Fokus auf Klassenzugehörigkeiten und hierarchische Ordnungen innerhalb einer Gesellschaft nicht mehr ausreichend. Die ursprüngliche Vergemeinschaftung von Jugendlichen bezog sich nämlich auf Subkulturen, die aufgrund einer gemeinsamen Ausgangssituationen, in man hineingeboren wurde, entstanden. Als Subkulturen galten „[...] relativ ‚geschlossene‘ Interaktionskontexte von Personen mit bestimmten, relativ exklusiven ‚Qualitäten‘, [...] in denen mittels spezifischer Praktiken eine von der gesellschaftlichen Gesamtkultur abweichende, gemeinsame Weltsicht und kollektive Identität erzeugt und gesichert wurde“ (Hitzler & Niederbacher 2010, S. 94). Aufgrund des deprivierten Status von einigen Individuen in der Gesellschaft formten sich derartige Gruppen aus. Diese haben Wert- und Handlungsorientierungen entworfen, die von jenen der Gesellschaft abweichen und zogen ihre abweichende Lebensweise als Lösungsversuch für ihre benachteiligte Situation heran (vgl. Eisewicht & Pfadenhauer 2015, S. 490f.). Vorwiegend handelte es sich bei derartigen Subkulturen um „[...] Jugendliche aus ethnischen Minderheiten in den Arbeiter-Slums der Großstädte“ (Eisewicht & Pfadenhauer 2015, S. 491). Weil ihnen vonseiten der „Normalgesellschaft“ keine Anerkennung entgegengebracht wurde, schlossen sie sich zu Subkulturen zusammen und drückten ihren Frust in abweichenden Verhaltensweisen aus. Erkennbar wird, dass die Subkulturen als Widerstand der (Arbeiterklassen-)Kultur aufgefasst wurden (Eisewicht & Pfadenhauer 2015, S. 491). Dadurch kann das Konzept der Subkulturen lediglich dann entsprechend angewendet werden, wenn eine Hegemonialkultur und die damit verbundene hierarchische Ordnung – wie jene einer Klassengesellschaft – vorliegt. Im Hinblick auf postmoderne Gesellschaft, wie sie in der westlichen Welt heute vorzufinden sind, ist die Umlegung des Subkulturkonzepts schwierig. Das zuvor vorherrschende Verständnis von vertikaler Hierarchie wird zunehmend durch Modelle horizontaler Differenzierung abgelöst. Somit stehen nunmehr gleichwertige Gruppen in einer komplexen Gesamtgesellschaft nebeneinander, die sich durch Pluralisierungs- und Individualisierungsprozesse im Zuge der Zweiten Moderne entwickelt haben. Weiters wird die

strikte Trennung zwischen Hegemonialkultur und Jugend weniger relevant; das Aufweichen von vertikalen Hierarchien kommt auch an dieser Stelle zum Vorschein (vgl. Eisewicht & Pfadenhauer 2015, S. 493). Nimmt man nun den Begriff der Szenen in den Blick, bildet sich kein „[...] Selbstverständnis eines gesellschaftlichen Gegenentwurfs aus [...]“ (Pfadenhauer 2010, S. 281), wodurch der Fokus auf Klassenunterschiede entfällt. „Die Lebensphase Jugend wird hinsichtlich Alter und sozialer Herkunft entgrenzt [...]“, weshalb sich nicht mehr nur Akteur*innen mit dem gleichen sozialen Hintergrund zusammenschließen (vgl. Pfadenhauer & Eisewicht 2014, S. 295). Aus diesem Grund rückt das Konzept von Subkulturen und der Bezug zur hegemonialen Ordnung in den Hintergrund, vielmehr erlangen Szenen im Sinne einer posttraditionalen Vergemeinschaftung zunehmend an Bedeutung (vgl. Hitzler & Niederbacher 2010, S. 9f.). Auch im Hinblick auf Straight-Edge kann aufgrund der genannten Kritik nicht von einer Subkultur ausgegangen werden. Klassenzugehörigkeit und hierarchische Ordnungen spielen für Anhänger*innen der Straight-Edge-Szene keine Rolle mehr, weil sich Individuen auf Basis gemeinsamer Interessen und Ziele der Szene anschließen. Durch das der Szene spezifische Thema identifizieren sich ihre Mitglieder als Straight-Edge und entscheiden sich somit freiwillig für diesen Lebensstil (Pfadenhauer & Eisewicht 2014, S. 293). Der Aspekt, dass sich Individuen aufgrund ihrer Zugehörigkeit zur Arbeiterklasse und den damit einhergehenden Problemen zu als eigene Gruppe – bzw. Subkultur – wahrnehmen (vgl. Pfadenhauer & Eisewicht 2014, S. 290f.), kann auf die Anhänger*innen der Straight-Edge-Szene nicht umgelegt werden. Aus diesem Grund scheint die posttraditionale Vergemeinschaftungsform der Szenen passender, um das Zustandekommen der Straight-Edge-Szene zu erklären.

3.4.2. Die Szenenforschung nach Hitzler, Pfadenhauer und Niederbacher

Die Jugendphase erscheint im Zuge des individuellen Lebensverlaufs immer weniger als Durchgangsphase zwischen Kindheit und Erwachsensein. Vielmehr ist darunter ein Kulturphänomen zu verstehen, das gewisse eigenständige Inhalte und Lebensweisen aufweist. Gleichzeitig ist es schwierig, den Begriff Jugend aufgrund seiner Heterogenität in einen Rahmen zu fassen (vgl. Niederbacher & Hitzler 2015, S. 339). Szenen als posttraditionale Vergemeinschaftungsform werden als Gebilde verstanden, dem sich in erster Linie juvenile Individuen mit Vergemeinschaftungsabsicht anschließen. Weder das Alter noch eine Abgrenzung im Sinne von Lebens- oder Bewältigungsphasen dienen hierbei als Definitionskriterium (vgl. Niederbacher & Hitzler 2015, S. 339).

„Jugendlichkeit bzw. Juvenilität ist eine Frage der Einstellung zur Welt (im Sinne einer mentalen Disposition), und diese Einstellung zur Welt manifestiert sich u.a. in Szenen im Sinne einer Vergemeinschaftung juveniler Menschen.“ (Niederbacher & Hitzler 2015, S. 339f.)

Ausgehend von Pluralisierungs- und Individualisierungsprozessen kommt es in der Gesellschaft zu wesentlichen Umstrukturierungen der Lebensorientierungen, insbesondere für Jugendliche (vgl. Pfadenhauer 2005). Damit einher geht ein gesteigertes Bedürfnis nach sozialer Geborgenheit, nach einem warmen Miteinander in einer kalten Gesellschaft und einem attraktiven Zusammensein mit Gleichgesinnten (vgl. Hitzler et al. 2008, S. 10f.). Während Vergemeinschaftungsformen, wie die Subkulturen der Cultural Studies, auf Traditionen oder ähnlichen sozialen Lagen beruhen, tritt man in die jeweilige Szene freiwillig hinein. Die Mitgliedschaft ist also nicht erzwungen, sondern Individuen werden mit dem Ziel einer habituellen, affektuellen und ästhetischen Gesinnungsgenossenschaft dazu verführt (vgl. Pfadenhauer 2010, S. 281). Der freiwillige Ein- und Austritt spielt für das Konzept von Szenen eine zentrale Rolle. Eine Mitgliedschaft kann somit nicht erzwungen werden; Gemeinschaften können lediglich durch ihr Bestehen und die Betitelung als solche dazu führen, dass sich Individuen als Mitglied betrachten (vgl. Niederbacher & Hitzler 2015, S. 340). Derartige Gruppen, die als posttraditionale Gemeinschaften bzw. Szenen gelten, weisen somit folgende Merkmale auf: Mit einem geringen Verbindlichkeitsgrad, einer nicht-selektiven und nicht-exkludierenden Teilhabe und einem thematisch fokussierten, symbolischen Selbststilierungsraum stehen die Szenen in Kontrast zu damaligen Subkulturen (vgl. Hitzler & Niederbacher 2010, S. 93). Auf Basis von Interessen suchen sich Individuen die Szene aus und fühlen sich „zu Hause“ (vgl. Pfadenhauer 2015, S. 281). Aus dem Grund spielen auch gemeinsame musikalische Präferenzen, modische Vorlieben und die Relevanz der ‚Neuen Medien‘ für Szenen eine Rolle (vgl. Hitzler & Niederbacher 2010, S. 93; Pfadenhauer 2010, S. 281). Eine Szene weist zwar einige typische Besonderheiten auf, ist aber nicht lokal begrenzt, sondern kann als weltumspannendes, internationales Gebilde fungieren. Weil es keinen genauen Punkt des Eintritts gibt, existiert auch kein festgelegter Platz in der Szene. Die Ränder der Szene verschwimmen, wodurch der problemlose Zugang ermöglicht wird, allerdings realisiert man „[...] irgendwann ‚irgendwie‘, dass man ‚irgendwie‘ dazugehört“ (Niederbacher & Hitzler 2015, S. 340).

Jede Szene hat ihr spezifisches Thema, mit dem sich die Mitglieder identifizieren. In Verbindung mit diesem Thema teilen Anhänger*innen typische Einstellungen, Verhaltensweisen und Umgangsformen (vgl. Hitzler & Niederbacher 2010, S. 95.).

„Insofern sich Szenen wesentlich durch die Orientierung an gemeinsamen Ideen, Idealen und auch an ‚hier‘ geteilten ästhetischen Standards auszeichnen, lassen sie sich als (Mikro-)Kulturgebilde beschreiben.“ (Pfadenhauer & Eisewicht 2014, S. 293)

Posttraditionale Gemeinschaften sind dadurch gekennzeichnet,

„[...] dass sich Individuen kontingent dafür entscheiden, sich freiwillig und zeitweilig mehr oder weniger intensiv als mit anderen zusammengehörig zu betrachten, mit

denen sie eine gemeinsame Interessenfokussierung haben bzw. vermuten“ (Hitzler et al. 2008, S. 9f.).

Dadurch entsteht ein Zusammengehörigkeitsgefühl, welches eine Abgrenzung gegenüber anderen, dem „Nicht-Wir“ bzw. Dritten zur Folge hat. Außerdem bedarf es einer ständigen Reproduktion der Gemeinschaft, die nicht nur kollektiv, sondern auch individuell passieren muss. Jede*r Einzelne*r muss zur Aufrechterhaltung der Gemeinschaft beitragen (vgl. Hitzler 1998, S. 86). Dabei kommt der Kommunikation und der Interaktion eine besondere Bedeutung zu: Dies betrifft in erster Linie die ständige kommunikative Erzeugung von gemeinsamen Interessen, die vor allem durch Symbole und Rituale im Alltag reproduziert werden (vgl. Hitzler & Niederbacher 2010, S. 17). Im Umgang mit anderen Szene-Gänger*innen bzw. Gleichgesinnten werden gemeinsame Sonderwissensbestände und folglich distinktive Kommunikationsweisen gebildet (vgl. Pfadenhauer & Eisewicht 2014, S. 294). Die genannten Kriterien für Szenen im Sinne der posttraditionalen Vergemeinschaftung können auf die Straight-Edge-Szene umgelegt werden: Durch gemeinsame Interessen wie Drogen- und Alkoholabstinenz wird ein Wir-Gefühl konstruiert, wodurch eine Abgrenzung zu anderen und damit zur Mainstream-Gesellschaft entsteht (vgl. Pfadenhauer 2005). Dieses Verhalten muss aber von jedem und jeder einzelnen eingehalten und praktiziert werden, um die Gemeinschaft aufrechtzuerhalten. Somit erfolgt auch der Eintritt in die Szene durch die gemeinsamen Interessen und Ziele freiwillig.

Subkulturen werden im Vergleich zu Szenen als eher geschlossene Interaktionskontexte betrachtet, deren Bezugspunkt die Situation der Arbeiterklasse war. Durch die Abgrenzung zur Norm mittels devianter Verhaltensweisen wurde die Zugehörigkeit zu einer Subkultur untermauert (vgl. Pfadenhauer & Eisewicht 2014, S. 290f.). Im Vergleich zu Szenen ist der Ein- und Austritt bei Subkulturen wesentlich schwieriger, bei Verstößen sind Anhänger*innen oftmals auch mit Sanktionen konfrontiert. Entgegen der klassenspezifischen Ausgangssituation von Subkulturen, kommen Szenen aufgrund gemeinsamer Interessen und Vorlieben von Jugendlichen zustande, weshalb die Wahrscheinlichkeit, innerhalb von Szenen Gleichgesinnte zu treffen, sehr hoch ist. Szenen haben einen thematischen Fokus, wobei dies ein bestimmter Musikstil, eine Sportart oder ein moralisches Anliegen sein kann (vgl. Niederbacher & Hitzler 2015, S. 342).

„Szenen können entsprechend als ‚Gefäße‘ heterogener individueller Sinn-Suche fungieren, in denen jeder seine eigenen Ideen, Phantasien und Spiritualismen pflegen kann [...]“ (Niederbacher & Hitzler 2015, S. 342)

Besonders interessant erscheint der Aspekt, dass Szenen seit der Jahrtausendwende vor allem aufgrund gemeinsamer moralischer Interessen eine Gemeinschaft bilden. Die Motivation dahinter ist der Wunsch bzw. das Bedürfnis, ein guter Mensch zu sein und den Lebensstil

entsprechend zu gestalten (vgl. Niederbacher & Hitzler 2015, S. 343). Als Forscher*in liegt das Interesse der Szenenforschung nun darin, die Lebenswelten der Straight-Edge-Anhänger*innen zu rekonstruieren und die soziale Wirklichkeit und den geteilten Sinn der Szenenmitgliedern zu erklären (vgl. Hitzler & Niederbacher 2010, S. 96f.).

3.5. Der Begriff Identität

Wie bereits mehrfach aufgegriffen, ist der Identitätsbegriff im Kontext von Subkulturen und Szenen von zentraler Bedeutung. Aus diesem Grund erscheint es notwendig, im Rahmen der vorliegenden Forschung Identität zu definieren und die Grenzen der diversen soziologischen Konzepte hervorzuheben. Während zuerst ein allgemeiner Überblick über die Ausprägungen von Identität gegeben wird, liegt der Fokus anschließend einerseits auf den herausgearbeiteten Aspekten von Michèle Lamont sowie andererseits auf dem Konzept der kollektiven Identität.

3.5.1. Strömungen in der Soziologie

Wesentlich für das Verständnis von Kulturen und Szenen ist der Terminus der kulturellen Identität, wobei diesem voraus eine Reihe an Begrifflichkeiten geht, die es vorab zu definieren gilt. Die Anfänge der frühen Identitätsforschung liegen bei George Herbert Mead am Ende des 19. Jahrhunderts in den USA. Mead stellte die Theorie der menschlichen Kommunikation und Sozialität auf und knüpfte daran mit seiner Analyse des „self“ beim Kind an (vgl. Liebsch 2016, S. 82). Das „self“ wird als reflexiv hergestellter Prozess verstanden, in den handelnde Individuen involviert sind und ergibt sich somit aus „[...] der Reflexion auf sich als handelndes Individuum im sozialen Prozess“ (Jörissen 2010, S. 97). Um Identität laut Mead überhaupt ausbilden zu können, müssen Individuen die Fähigkeit besitzen, mit anderen Personen in Interaktion zu treten. Dies geschieht durch Symbole, die den Individuen bekannt sind und im sozialen Austausch miteinander erfahren werden. Dadurch entstehen Reaktionsmuster, die in weiterer Folge internalisiert werden und somit ermöglichen, dass die sozialen Haltungen der anderen angeeignet werden (vgl. Jörissen 2010, S. 97). Anhand des Rollenspiels – dem „play“ – verdeutlicht Mead den Prozess, [...] sich mit den Augen anderer zu sehen und dabei ein Bewusstsein seiner selbst zu entwickeln“ (Jörissen 2010, S. 98). Mead bezeichnet mit dem „self“ also nicht die sich herausbildende Persönlichkeit, sondern skizziert die Selbstbeziehung des Individuums. Diese entsteht in Interaktion zu anderen Personen, Gruppen, Gegenständen und Institutionen, auf die ein Individuum im Laufe des Lebens stößt und in weiterer Folge versucht, die Erfahrungen zu einer einheitlichen Gesamtheit zusammenzubringen (vgl. Liebsch 2016, S. 82). Identität bildet sich nicht autonom aus, sondern stets in Beziehungen mit anderen Sozialpartner*innen, wobei sowohl die Innenperspektive (das „I“) als auch die Außenperspektive (das „me“) relevant ist (vgl. Antweiler 2017, S. 443).

Als zweite wichtige Persönlichkeit innerhalb der Identitätsforschung kann Erik H. Erikson gesehen werden, der – beeinflusst durch Sigmund Freud und George Herbert Mead – eine Theorie zur Entwicklung einer Ich-Identität aufstellte. Die Ich-Identität wird von ihm als Ergebnis von Fähigkeiten bzw. als Leistung betrachtet, die von Einzelpersonen im Laufe des Lebens hergestellt wird. Ausschlaggebend für den Erwerb einer Ich-Identität sind Antriebe und Erwartungen der sozialen Umwelt. Aus Sicht von Erikson kann Identität somit als ständiger Prozess des Ausbalancierens und Angleichens verschiedener Erwartungen und Einflüsse verstanden werden (vgl. Liebsch 2016, S. 83).

Später überwogen vor allem sozialpsychologische Studien, „[...] die den normierenden Einfluss der Gesellschaft auf die Individuen beschreiben und analysieren“ (Liebsch 2016, S. 83). Um die konformierende Wirkung von gesellschaftlichen Einflüssen zu erklären, wurden Modelle von Prägung, Normierung und sozialer Konformität konzipiert und zu Typen von Persönlichkeiten verknüpft. Besonderen Stellenwert erlangte der Terminus des Sozialcharakters, der von David Riesman in den 1960er Jahren geprägt wurde. Riesman ging davon aus, dass verschiedene Formationen von Gesellschaften auch unterschiedliche Persönlichkeitstypen mit sich bringen. Dabei differenzierte er zwischen drei Sozialcharakteren: Dem traditionellen, dem innengelenkten und dem außengelenkten Typ. Je nach Grad der Modernisierung in einer Gesellschaft verändert sich auch der Mechanismus, durch den der jeweilige Sozialcharakter hergestellt wird. So sind die westlichen Industriegesellschaften bedingt durch die Abhängigkeit von der Meinung anderer und von gesellschaftlichen Normen verstärkt von einem „außengelenkten“ Sozialcharakter geprägt (vgl. Liebsch 2016, S. 83).

3.5.2. Kultur und Identität bei Michèle Lamont

Die beiden Elemente Kultur und Identität gehen, wie bereits anhand mehrerer theoretischer Konzepte erläutert, miteinander einher und bedingen sich gegenseitig. Aus dem Grund erscheint es relevant, Michèle Lamont und ihre Überlegungen zu individueller und kollektiver Identität sowie zu den Bezugspunkten „class“ und „race“ zu thematisieren – um an dieser Stelle auch die Cultural Studies erneut aufzugreifen, die Subkulturen anhand von „race“, „class“ und „gender“ thematisierten.

Lamont geht davon aus, dass Identität zwar konstruiert, allerdings von einem kulturellen Repertoire begrenzt ist, zu dem Individuen Zugriff haben. Der strukturelle Kontext, in den sie eingebunden sind, ist ausschlaggebend für die dadurch entstehende Differenzierung zwischen „uns“ und „den anderen“. Die Grenzziehungen sind je nach Schicht oder nationaler Zugehörigkeit unterschiedlich, weil die kulturellen und strukturellen Kontexte voneinander abweichen. Entsprechend kommt dem Begriff „meaning-making“ eine tragende Rolle in Bezug auf kulturelle Zugehörigkeit zu (vgl. Lamont 2001, S. 171). Die genannten Grenzziehungen

zwischen Individuen und Gruppen werden als „symbolic boundaries“ bezeichnet. Zusammengefasst werden darunter jene Grenzen verstanden,

„[...] that define some people, groups and things while excluding others. These distinctions can be expressed through normative interdictions (taboos), cultural identities, attitudes and practices, and more generally through patterns of likes and dislikes.“ (Lamont 2001, S. 172)

Lamont legt ihr Augenmerk darauf, welche Prozesse und Kategorien ausschlaggebend sind, um sich als Gruppe von anderen abzugrenzen und inwiefern diese durch das kulturelle Repertoire beeinflusst werden. Im Zuge von Interviews wurden Individuen gebeten, Eigenschaften von Personen zu beschreiben, die mit ihren Werten und Einstellungen entweder kongruent oder different waren. Zusätzlich dienten die Daten aus einem Survey dazu, spezifische Muster zwischen den Gruppen zu identifizieren und in weiterer Folge die Unterschiede generalisieren zu können (vgl. Lamont 2001, S. 172). Bereits in ihrem Werk „Money, Morals and Manners“ (1992) analysierte Lamont, wie Manager und einflussreiche Personen „worthy people“ definierten und inwiefern dieses Kriterium herangezogen wurde, um Grenzen zwischen verschiedenen Schichten zu ziehen (vgl. Lamont 2001, S. 172). Im Zuge ihres Buches „The Dignity of Working Men“ ging es nun darum, anhand von mehreren, unterschiedlichen Kriterien symbolische Grenzziehungen zwischen französischen bzw. amerikanischen Arbeitern und anderen Gruppen zu ziehen. Der Fokus lag dabei vor allem auf ethnische Minoritäten, Immigrant*innen und armutsbetroffenen Personen, wodurch dem Aspekt der „class“ eine markante Rolle zukommt (vgl. Lamont 2001, S. 173).

„I compare the boundaries drawn by white and black workers in the United States and those drawn by native whites and North African immigrants in France.“ (Lamont 2001, S. 173)

Lamont geht davon aus, dass ihr Verständnis von Identität von poststrukturalistischen und post-modernen Ansätzen beeinflusst ist und In- und Exklusionsprozesse demnach wesentlich für eine Identitätskonstruktion sind (vgl. Lamont 2001, S. 173). Im Zuge von 150 Interviews wurde gezeigt, dass weiße Arbeiter in den Vereinigten Staaten auf Basis von spezifischen moralischen Kriterien wie Arbeitsethos oder Selbst-Vertrauen scharfe Trennlinien zu den „schwarzen“ Arbeitern bzw. den „Armen“ zogen. In Frankreich dagegen wird ein starker Kontrast ersichtlich: Armutsbetroffene und/oder „schwarze“ Personen werden als ein „Teil von uns“ bezeichnet, während Immigrant*innen aus Nordafrika verstärkt abgelehnt werden. Begründet wird das mit dem Aspekt, dass es ihnen an Höflichkeit fehle, sie die Prinzipien des Republikanismus missachten würden und ihre kulturelle Lebensweise nicht mit der französischen vereinbar wäre (vgl. Lamont 2001, S. 175). Der Vergleich zeigt, dass Grenzziehungen von ganzen Gruppen hinsichtlich ihres nationalen Kontextes massiv differenzieren können, wodurch auch die Definition von kultureller Zugehörigkeit nicht

homogen ist. Damit einher geht die Tatsache, dass die Definition einer kollektiven Identität und die Trennlinie zwischen „wir“ und „die anderen“ variieren kann. Somit können Differenzen und „symbolic boundaries“ zwischen Gruppen erklärt werden. Weitere Grenzziehungen betreffen die moralischen Einstellungen und die eigenen Überzeugungen, die in Folge für das Zustandekommen von kollektiver Identität bedeutsam sind. Moralische Ansichten, die innerhalb einer Gruppe als konform erachtet werden, sind ausschlaggebend für die Unterscheidung zwischen „people like us“ und „others“. Jedoch gab es auch an dieser Stelle Unterschiede zwischen den jeweiligen Nationalitäten (vgl. Lamont 2001, S. 179). Ausgehend davon sieht Lamont die Kategorie „class“ immer noch als essenziell an, wenn es darum geht, kollektive Identität (in dem Fall unter Arbeiter*innen) festzumachen. Differenziert wird dabei auf einer hierarchischen Ebene („people above“ und „people below“), wobei man sich mit jenen Individuen identifiziert, die mit denselben Lebensbedingungen und ähnlichen kulturellen Werten konfrontiert sind. Ersichtlich wird hierbei, dass das Augenmerk auch darauf liegen sollte, wie sich die Arbeiter*innen sozial identifizieren und in Folge ihre Kategorisierung als Gruppe, definieren (vgl. Lamont 2001, S. 179). Daraus ergibt sich der Bezugspunkt zu den Cultural Studies und den Subkulturkonzepten des CCCS: Macht- und Herrschaftsverhältnisse, die sich bedingt durch die geteilte, benachteiligte Ausgangssituation und die Zugehörigkeit zur Arbeiterklasse ergaben, waren für das Zustandekommen von Teilkulturen in einer Gesellschaft ausschlaggebend. Ihre Gültigkeit wurde über gemeinsame Symbole, Handlungs- und Denkweisen gefestigt, wodurch Grenzziehungen zu anderen Gruppen – bzw. zur herrschenden Kultur – hergestellt werden konnten.

3.5.3. Kollektive Identität

Die neuere Identitätsforschung legt ihren Fokus auf die Gestaltungsmöglichkeiten bei der Identitätsentwicklung. Zentral sind dabei „[...] Momente der Variation von Identitäten, zum Beispiel Kreativität, Entscheidungsfähigkeiten und Strategien für den Umgang mit Schwierigkeiten und Verunsicherungen“ (Liebsch 2016, S. 83). Bedingt durch die zunehmende Pluralisierung, Ent-Traditionalisierung und Individualisierung bedarf es einer Identitätskonstruktion, die als Reaktion auf den Umgang mit sich verändernden Lebenswelten, Rollenanforderungen und sozialen Situationen verstanden wird. Dabei handelt es sich nicht um die *eine* Identität von Individuen, sondern um ein Selbstbild, das aus mehreren Lebenserfahrungen resultiert. Dies kann unter dem Begriff der Bastelexistenz, also einer selbst-reflexiven Form des individualisierten Lebensvollzugs (vgl. Hitzler & Honer 1994, S. 311), zusammengefasst werden. Identität dient somit als Konzept, welches zum Verständnis von Selbstbildern beiträgt. Betrachtet man Identität aber nicht nur im Kontext von Einzelpersonen, sondern macht Identität an der Zugehörigkeit zu einer Gruppe fest, ist von partizipativer bzw. kollektiver Identität die Rede. Der Fokus liegt dann vor allem auf dem

Aspekt der Gemeinschaftlichkeit, der die Gruppe verbindet und dadurch Identität zustande bringt (vgl. Liebsch 2016, S. 84). Die Theorie der kollektiven Identität ist nicht unumstritten – vor allem, weil sie im Vergleich zur individuellen Identität komplizierter und umfangreicher hinsichtlich ihrer Definition ist. Kurz gesagt: Wenn von kollektiver Identität die Rede ist, wird angenommen, dass eine Ähnlichkeit der Angehörigen einer Gemeinschaft besteht, die sich zu Außenstehenden unterscheidet. Allerdings wird es dann problematisch, wenn man bedenkt, dass Individuen sich gleichzeitig mehreren Gemeinschaften zurechnen können und somit auch soziale Grenzen überschritten werden (vgl. Giesen & Seyfert 2013, S. 39).

Mittlerweile ist die Konzeption der kollektiven Identität sowohl in den Wissenschaften als auch in der Alltagssprache weit verbreitet. Der Begriff Identität steht für das „[...] Gleichsein einer Sache oder einer Person mit sich selbst oder mit etwas anderem“ (Antweiler 2017, S. 441). Identitätskonzepte beziehen sich oftmals sowohl auf das Individuum als auch auf die Gesellschaft und betonen das „Selbst“ von Personen oder Gruppen. Unterscheidungen können aber zwischen individueller und kollektiver Identität getroffen werden, wobei die beiden Termini im Folgenden genauer erläutert werden sollen. Individuelle Identität wird, wie bereits erwähnt, auch als Ich-Identität bezeichnet und skizziert Überlegungen zu Ich, Selbst und Individuum. Die psychologische Seite betrachtet Identität zudem als subjektives Verarbeiten von Kontinuitäten und Brüchen im Lebensverlauf, welches in weiterer Folge dazu führt, dass Individuen ein eigenes Selbst ausbilden (vgl. Antweiler 2017, S. 441).

Um nun auf die kollektive Identität zurückzukommen und die Unterschiede zu individueller Identität zu skizzieren, rückt das Kollektiv in den Fokus. Ein Kollektiv beinhaltet eine (zählbare) Vielheit von miteinander verbundenen Individuen. Darüber hinaus existieren auch Großkollektive, unter denen meist Gesellschaften im Kontext „[...] politisch selbstbestimmter Systeme [verstanden werden], die geschichtlich gewordene Traditionen und Institutionen haben und bestimmte Räume einnehmen“ (Antweiler 2017, S. 442). Wie die individuelle Identität bezieht sich auch die kollektive auf erlebte und wahrgenommene Kontinuitäten, allerdings nicht im individuellen Lebensverlauf, sondern im Kollektiv. Die Frage „Wer sind wir?“ hängt somit mit der Frage „Wer bin ich?“ zusammen, da Menschen vor allem durch die Zugehörigkeit zu einer Gruppe bzw. zu einem Kollektiv ihr eigenes Selbst in Abgrenzung zu Anderen ausbilden (vgl. Antweiler 2017, S. 442). In Zusammenhang mit kollektiver Identität stehen Begriffe wie Gemeinschaft und Gesellschaft. Während Gemeinschaften durch persönliche Kenntnis und Kommunikation gekennzeichnet sind, sind Gesellschaften größer, wodurch Mitglieder sich nur vereinzelt kennen. Der Fokus liegt – insbesondere im Kontext dieser Arbeit – auf Gemeinschaften bzw. Gruppen, deren Mitglieder ein Zusammengehörigkeitsgefühl entwickeln und dadurch Solidarität gegen „Fremde“ ausbilden. Derartige Gruppen mit kollektiver Identität sehen und erleben bestimmte Aktivitäten, Aufgaben

und Normen als Gruppenangelegenheit. Dies mündet in einem Gefühl der Verbundenheit, wodurch wiederum die emotionale Solidarität gegen Andere bzw. Fremde gestärkt wird. Ein derartiges „Wir-Bewusstsein“ findet sich in verschiedenen Teilgruppen und (Sub-)Kulturen einer Gesellschaft, sofern diese durch ein Zusammengehörigkeitsbewusstsein geprägt sind (vgl. Antweiler 2017, S. 443). Jedes Kollektiv erzählt seine eigene Geschichte, wodurch bereits das Gemeinschaftliche zum Ausdruck kommt. Die Mitglieder solidarisieren sich und vereinheitlichen sich dadurch selbst. Die Vorstellung des Zusammenhalts innerhalb eines Kollektivs kann somit auch als soziales Band betrachtet werden (vgl. Delitz 2018, S. 24f.).

Bedingt durch den gesellschaftlichen Wandel und die dadurch zustande kommende Vielfalt von nebeneinanderstehenden Lebensformen sind diverse Jugendgruppen Szenen entstanden. Eine derartige Ausdifferenzierung in spätmodernen Gesellschaften mündet in verschiedene soziale und kulturelle Lebensweisen, die wiederum einen Einfluss auf die individuelle und kollektive Identität haben. Generell kann von einem Trend in Richtung Pluralisierung gesprochen werden, wodurch Individuen im Hinblick auf ihr Identitätsregime größere Wahlmöglichkeiten haben. Identität wird permanent ausgehandelt und reflektiert (vgl. Antweiler 2017, S. 444); durch die kulturellen Subgruppen entsteht das Gegenstück zur sogenannten Mainstream-Kultur. Der Fokus liegt auf der eigenen Kultur, Tradition und Herkunft – vor allem, um gegen kulturelle und rassistische Diskriminierung vorzugehen (vgl. Antweiler 2017, S. 445).

Sicher ist, dass Individuen heutzutage mehr und mehr Identitätsarbeit leisten müssen, was vor allem der zunehmenden Vielfalt an Optionen geschuldet ist. Während die individuelle Identität stets mit sich selbst ausgehandelt werden muss, fungiert kollektive Identität als Mittel im Kampf um Anerkennung, besonders wenn es um das Sichtbar-Machen eines Kollektivs, einer Gruppe oder einer Szene geht (vgl. Antweiler 2017, S. 448).

„Notwendig differenzieren sich die Einzelnen, die sich einem Kollektiv zugehörig fühlen und wissen, von den Mitgliedern anderer Kollektive. [...] Gesellschaft, ein jedes Kollektiv, eine jeder Gruppe, eine jede kollektive Existenz setzt derart eine Bewegung der Absetzung, der Abgrenzung und Unterscheidung voraus [...]“ (Delitz 2018, S. 25).

4. Empirisch-methodische Vorgehensweise

Im Folgenden liegt der Fokus auf der Methode und der Herangehensweise der Forschung. Der empirische Abschnitt macht aufgrund der Tatsache, dass die Straight-Edge Szene vor allem im sozialwissenschaftlichen Diskurs kaum Beachtung findet (vgl. Mulder 2009, S. 1), den größten Teil der Arbeit aus. Um möglichst viel Neues in Erfahrung zu bringen und dadurch die in der Szene verankerten Strukturen aufzudecken, wurde von Beginn an ein offenes Verfahren gewählt. Dementsprechend dient auch ein qualitativer Ansatz als wegweisend.

Zu Beginn werden nun die wichtigsten Prinzipien der qualitativen Sozialforschung thematisiert, um zu verstehen, warum sich diese Vorgehensweise für die Thematik der Straight-Edge-Szene am besten eignet. Anschließend liegt der Fokus auf der Methode und der konkreten Herangehensweise an das Feld: Nach einer allgemeinen Einführung in die verwendete, dokumentarische Methode nach Ralf Bohnsack und einer Erläuterung der methodologischen Aspekte, stellen Feldzugang, Sampling, Erhebung und Auswertung die essenziellen praktischen Arbeitsschritte dar. Zudem wird eine Beispielinterpretation angeführt, um zu zeigen, wie sich der Erhebungs- und Auswertungsvorgang konkret gestaltet hat.

4.1. Qualitative Sozialforschung

Die grundsätzliche Überlegung, welche methodische Vorgehensweise passend ist, um an geeignetes Datenmaterial zu kommen, stand auch zu Beginn dieser Masterarbeit im Zentrum. Klar war, dass vor allem aufgrund des unzureichenden Forschungsstands zu Straight-Edge das Material auf qualitativem Weg erst erhoben werden muss. Im Zentrum qualitativer Ansätze steht immerzu das Prinzip der Offenheit, womit „[...] die Ablehnung einer Verpflichtung zu exakter Hypothesenformulierung vorab [...]“ (Mayring 2020, S. 4) gemeint ist. Besonders aufgrund der unzureichenden Forschungslage bei der Straight-Edge-Szene soll die einseitige Beschränkung auf spezifische Aspekte, die etwaige wichtige Punkte außenvorlassen würde, vermieden werden. Gemeint ist damit aber keineswegs ein beliebiges Vorgehen ohne methodische Regeln; vielmehr benötigen gerade offene Herangehensweisen Ablaufpläne, um einerseits die nötigen Freiräume zu schaffen, andererseits auf Besonderheiten des Gegenstands einzugehen (vgl. Mayring 2020, S. 4). Jedenfalls soll aber die theoretische Strukturierung des Forschungsgegenstandes so lange zurückgestellt werden, bis sich diese durch die Forschungssubjekte herausgebildet hat (vgl. Hoffmann-Riem 1980, S. 343). Als zweites, wesentliches Prinzip der qualitativen Sozialforschung wird häufig jenes der Kommunikation genannt. Dieses besagt, dass lediglich durch eine Kommunikationsbeziehung mit den Forschungssubjekten Zugang zu bedeutungsvollen Daten gewonnen werden kann. Der Datengewinn wird als kommunikative Leistung betrachtet, wodurch der Forschung ein kommunikativer Grundcharakter zukommt. Essenziell ist, dass die Forschungssubjekte im

Zuge der Erhebung ihre eigene Konzeption von Wirklichkeit entfalten und die im Alltag geltenden Regeln der Kommunikation auch in der Forschungssituation anwenden können. Nur so gelingt es, während einer Forschung die Orientierungen des Handelns von befragten Individuen aufzudecken (vgl. Hoffmann-Riem 1980, S. 346f.). Das Interview – in seinen vielen verschiedenen Arten und Ausführungen – ist nicht umsonst das beliebteste Erhebungsinstrument der qualitativen Sozialforschung und wird deshalb als Prozess sozialer Interaktion bezeichnet (vgl. Hoffmann-Riem 1980, S. 348).

Nicht außer Acht zu lassen ist die zirkulierende Prozesslogik, die einer qualitativen Forschungspraxis zugrunde liegt. Sowohl die Datengewinnung und -analyse als auch die Theoriebildung sind aufeinander bezogene Prozesse, die während des Forschungsprozesses nie vollständig für sich abgeschlossen sind und sich demnach gegenseitig bedingen. Nur durch das Vermeiden eines standardisierten, linearen Prozesses gelingt es, Empirizität, Methodizität und Theorizität zu entfalten (vgl. Strübing et al. 2018, S. 85). Folgende Gütekriterien werden vorgeschlagen, um die Qualität einer qualitativen Studie zu gewährleisten: Der erste Aspekt ist die Gegenstandsangemessenheit, die als Basiskriterium gesehen werden kann. Gemeint ist damit, dass eine adäquate Herstellung zum Forschungsgegenstand erfolgt, wodurch das empirische Feld ernst genommen wird, gleichzeitig aber auch Distanz gewahrt wird (vgl. Strübing et al. 2018, S. 85). Die empirische Sättigung, das zweite Gütekriterium, resultiert aus dem vorliegenden Empiriebezug. Hergestellt wird diese durch die Erschließung des Feldes, durch den Umfang des Datenmaterials sowie „[...] durch die Intensität der Gewinnung und Analyse der Daten“ (Strübing et al. 2018, S: 88). Vergessen werden darf dabei nicht auf die theoretische Durchdringung, die als drittes Kriterium gesehen wird und in Ergänzung zur empirischen Sättigung steht. Nur wenn beides vorliegt und wechselseitig miteinander verbunden wird, kann gute qualitative Forschung gelingen (vgl. Strübing et al. 2018, S. 91). Dabei geht es vor allem „[...] um die Qualität der Theoriebezüge, also darum, wie gekonnt sie dazu genutzt werden, sich den Untersuchungsgegenstand forschend verfügbar zu machen [...]“ (Strübing et al. 2018, S. 91). In weiterer Folge spielt die textuelle Performanz eine zentrale Rolle. Indem die Forschungsergebnisse veröffentlicht werden, sind Forschende auch Autor*innen und müssen ihre Studien daher mit den Augen derer betrachten, die erreicht werden sollen und als Zielgruppe fungieren. Somit spielt die Nachvollziehbarkeit der jeweiligen Forschung und die Art und Weise, wie Leser*innen durch die Studie geführt werden, eine bedeutende Rolle. Zuletzt muss schließlich noch die Originalität einer qualitativen Forschung erfüllt sein. Im Zuge dessen soll die Erwartung, Erkenntnisgewinne durch die Forschung zu erzielen, umgesetzt werden. Eine Studie muss demnach ihren Gegenstand als „Fall von etwas“ begreifen, um Anknüpfungen zu Ähnlichem herzustellen und so die Originalität der eigenen Forschung zu wahren (vgl. Strübing et al. 2018, S. 94).

Durch die kurze Erläuterung der genannten Gütekriterien ist der Grundstein für die qualitative Herangehensweise gelegt. Im Zuge dieser Verfahrensweise kann die vorliegende Arbeit als explorative Studie betrachtet werden. Das zentrale Element hierbei ist, dass der zu beforschende Gegenstand „[...] noch so rudimentär ist, dass keine präzisen Fragestellungen, Beschreibungsdimensionen oder Hypothesen formulierbar sind“ (Mayring 2020, S. 12). Im Falle der Straight-Edge-Szene liegt das daran, dass das Gebiet – vor allem auf nationaler Ebene – noch relativ neu in seinem Aufkommen und unbekannt in der Gesamtgesellschaft ist. Außerdem ist die Szenenforschung ohnehin einem permanenten Wandel ausgesetzt, wodurch es immer wieder neuen Ansätzen zu Identitätskonstruktionen bedarf (vgl. Mayring 2020, S. 12). Um dem Forschungsgegenstand möglichst nahezukommen (vgl. Mayring 2020, S. 10), wird methodisch meist entweder mit teilnehmenden Beobachtungen oder offenen Interviewformen gearbeitet. Im vorliegenden Kontext war eindeutig, dass in Form von Befragungen mit Straight-Edge-Anhänger*innen gearbeitet werden sollte. Weil besonders Aspekte der Zusammengehörigkeit innerhalb der Szene im Vordergrund stehen, sollte auch die Erhebungsmethode darauf abzielen, die Interaktion untereinander in den Fokus zu nehmen (vgl. Przyborski & Wohlrab-Sahr 2014, S. 8f.). Aus diesem Grund wurden schließlich Gruppendiskussionen anstelle von Einzelinterviews als sinnvoller erachtet, da diese weitaus mehr Aufschluss über die Szene und das Miteinander innerhalb dieser geben. Nun stellt sich noch die Frage, welche Methode dem Auswertungsverfahren zugrunde liegt und inwiefern diese mit den theoretischen Überlegungen und dem Erkenntnisinteresse kompatibel ist. Im Folgenden soll nun genauer erläutert werden, weshalb die Dokumentarische Methode nach Ralf Bohnsack herangezogen wurde und inwiefern sich diese mit dem Erhebungsinstrument der Gruppendiskussion ergänzt.

4.2. Dokumentarische Methode nach Ralf Bohnsack

Die dokumentarische Methode beinhaltet – allgemein gesagt – [...] einen erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Ansatz, der stark in Handlungspraxis und Kollektivität verankert ist“ (Przyborski & Wohlrab-Sahr 2014, S. 277). Damit eignet sie sich hervorragend, um die Straight-Edge-Szene und Fragen nach Gemeinschaftlichkeit, Zugehörigkeit und Identität zu beantworten.

Karl Mannheim wird als Begründer der dokumentarischen Methode angesehen, da er den Begriff in den 1920er Jahren im Rahmen der Wissenssoziologie wesentlich geprägt hat. Etwas später, in den 1950er Jahren, wurden Mannheims Überlegungen von Harold Garfinkel in den USA aufgegriffen und in die Ethnomethodologie aufgenommen (vgl. Przyborski & Wohlrab-Sahr 2014, S. 277). Garfinkel verstand die Dokumentarische Methode als „[...] Behandlung einer Erscheinung, als das ‚Dokument‘, als ‚Hinweis auf‘, als etwas, das anstelle und im

Namen eines vorausgesetzten zugrundeliegenden Musters steht“ (Bohnsack 1997, S. 191f.). Garfinkels ausgearbeitete Merkmale alltäglicher Kommunikation betreffen vor allem die Sozialität und Indexikalität: Sozialität bezieht sich auf die kommunizierenden Subjekte, die einander insofern fremd sind, als dass sich ihre individuellen Ansichten voneinander unterscheiden. Weiters ist diese Sozialität nicht von vornherein gegeben, sondern muss intersubjektiv in spezifischen Situationen hergestellt werden. Dabei dient die dokumentarische Methode als interpretatives Verfahren zur Erklärung von sporadischen Ausdrücken und Unklarheiten sowie deren Kontextabhängigkeit. Grob gesagt erfolge laut Garfinkel die Interpretation von Handlungen anderer vor dem Hintergrund eines nicht explizierten, das heißt eines nicht näher zu erläuternden Kontextwissens, das Individuen teilen. Ihm geht es vorrangig um gegenseitige Beobachtung und alltägliche Interpretation, um auf diesem Weg eine gemeinsame Wirklichkeit konstruieren zu können (vgl. Bohnsack 1997, S. 192f.).

Bohnsack griff die Idee von Mannheim besonders durch das Gruppendiskussionsverfahren auf, wodurch eine breite Anwendung in der sozialwissenschaftlichen Empirie gelang. Eine Jugendstudie, die in den 1980ern erhoben wurde, stellte sich dem Problem, dass vorhandene jugendtheoretische Konzepte in der Praxis keinen Raum finden. Aus diesem Grund wurde versucht, den Fokus auf die Erfahrungsbildung der Jugendlichen selbst zu legen, wobei die zentrale Bedeutung der Peergroup in der Jugendphase im Zentrum stand. Für ebendieses Phänomen lieferte Mannheims Differenzierung von Kollektivität – die Konjunktion – einen passenden, theoretischen Rahmen. Individuen werden also auf Basis ihres gemeinsamen Erfahrungshintergrundes miteinander verbunden (vgl. Przyborski & Wohlrab-Sahr 2014, S. 277f.).

Als Forschungsmethode etablierte sich die dokumentarische Methode somit in den 1980er Jahren unter Ralf Bohnsack, der vor allem auf Karl Mannheim Bezug nahm. Im weiteren Verlauf entwickelte sie sich als rekonstruktiver Forschungszugang in der qualitativen empirischen Sozialforschung. Grundgedanke der dokumentarischen Methode ist, dass implizites Wissen und damit einhergehende milieu-, generations-, geschlechts- oder entwicklungsspezifische Orientierungen empirisch rekonstruiert werden sollen. Diese liegen zwar der Alltagskommunikation zugrunde und sind wesentlich für das alltägliche Handeln, jedoch bleibt ein reflexiver Zugang in der jeweiligen Handlungssituation im Alltag aus (vgl. Asbrand 2011, S. 1). Aufgabe des Forschers und der Forscherin ist es, „[...] den Erforschten bekanntes, von ihnen aber selbst nicht expliziertes handlungsleitendes (Regel-)Wissen (abduktiv) zur Explikation zu bringen“ (Bohnsack et al. 2013, S. 12). Dadurch wird von Forschenden eine gewisse Fremdheitshaltung eingenommen, die den gesamten Forschungsprozess beeinflusst (vgl. Bohnsack et al. 2013, S. 12f.). Mannheim differenziert neben einer objektiven und einer subjektiven Bedeutung von Handlungen auch die prozessrekonstruktive Ebene, wobei die Frage nach dem „Wie“ der Herstellung gesellschaftlicher

Tatsachen und Wahrheiten im Vordergrund steht (vgl. Bohnsack 1997, S. 192f.). Die dokumentarische Methode unterscheidet „[...] zwischen der im Erleben verankerten Herstellung von Wirklichkeit, dem handlungspraktischen Wissen einerseits, und kommunikativ generalisiertem Wissen, das uns in der Regel in begrifflich explizierter Form zur Verfügung steht, andererseits“ (Przyborski & Wohlrab-Sahr 2014, S. 295). Dabei geht es vorrangig um einverlebte Erfahrungen und habitualisierte Praktiken – eben um das „Wie“ der Herstellung sozialer Realität. Zudem hat die dokumentarische Methode einen vermittelnden Aspekt, weil sie Ursprung und Wirkung von sozialen Strukturen im Handeln selbst verortet. Das Wissen, welches in diesen Handlungspraktiken inbegriffen ist, wird als strukturbildend betrachtet. Mannheim spricht hierbei von Objektivationen und Kulturgebilden, wobei er einerseits Dinge und andererseits auch geistige Konstrukte (Sprache, Sitten, usw.) meint (vgl. Przyborski & Wohlrab-Sahr 2014, S. 295).

Zudem wird auf den Unterschied von Verstehen und Interpretieren verwiesen. Das Verstehen von Äußerungen und Handlungen setzt voraus, dass einem die Alltagspraxis und der erlebte Kontext bekannt ist. Jene Individuen, die „[...] durch gemeinsame Erlebniszusammenhänge miteinander verbunden sind, die zu einem bestimmten Erfahrungsraum gehören, verstehen einander unmittelbar“ (Bohnsack 1997, S. 195). Ein gesondertes Interpretieren ist hierbei nicht mehr erforderlich, der Austausch unter den Wissenden wird knapper und beruht auf Andeutungen, die von allen ungefragt verstanden werden. Das ist deshalb möglich, weil der gleiche Erfahrungshintergrund existiert, konjunktive Erfahrungen und Verständigungen die Basis darstellen und somit atheoretisches Wissen in den Handlungspraktiken gespeichert ist (vgl. Przyborski & Wohlrab-Sahr 2014, S. 289). Mithilfe des Konzepts des konjunktiven Erfahrungsraums wird das kollektive Miteinander und die damit verbundene gemeinsam gelebte Praxis erfasst. Das darin enthaltene atheoretische Wissen ist ein verkörpertes Wissen, welches durch habituelle Praktiken angeeignet wird. Der Körper wird durch die Verkörperung von Prozessen als „Gedächtnis des Sozialen“ angesehen und speichert ebendiese Erlebnis- und Erfahrungszusammenhänge (vgl. Przyborski & Wohlrab-Sahr 2014, S. 300). Dabei steht ebenfalls die Frage nach dem „Wie“ im Vordergrund, womit auch auf den der Praxis zugrunde liegenden Habitus nach Bourdieu zurückgegriffen wird (vgl. Bohnsack et al. 2013, S. 14). Neben der konjunktiven muss aber auch die kommunikative Sinnenebene erfasst werden, um die soziale Wirklichkeit begreifen zu können. Während die konjunktive Erfahrung auf unmittelbarem Verstehen beruht, wird die kommunikative Beziehung durch wechselseitige Interpretation nachvollzogen (vgl. Bohnsack 1997, S. 195). Interessant ist, dass der konjunktive Erfahrungsraum und die Verständigung untereinander nicht nur auf Personen, die sich kennen, sondern auf all jene, die sich in einer ähnlichen sozialen Lage befinden, bezogen

werden kann – sei es im Hinblick auf Klasse, Geschlecht, Migration oder eben auch jugendkulturelle Vergemeinschaftungsformen. Der Erfahrungsraum

„[...] erfasst vielmehr eine von der konkreten Gruppe gelöste Kollektivität, indem er diejenigen miteinander verbindet, die an Handlungspraxen und damit an Wissens- und Bedeutungsstrukturen teilhaben [...]“ (Przyborski & Wohlrab-Sahr 2014, S. 302).

Diese konjunktiven Erfahrungen sind die Basis des dokumentarischen Sinngehalts: Ein Milieu, das anhand bestimmter Phänomene als solches eingeordnet wird (wie die Straight-Edge-Szene), basiert auf der Überlagerung von konjunktiven Erfahrungsräumen, die als Basis gemeinsamer Orientierung gelten. Die kollektive Ebene spielt dabei eine weitaus größere Rolle als die individuelle, da Kollektivität Interaktion und alltägliche Praxis überhaupt erst ermöglicht. (vgl. Przyborski & Wohlrab-Sahr 2014, S. 302f.).

Die genannten Aspekte der dokumentarischen Methode können auf die Straight-Edge-Szene gut umgelegt werden. Bevor explizit auf die Erfahrungsräume der Szene eingegangen wird, soll zur Veranschaulichung der Begriff Familie dienen. Mit dem Begriff Familie ist die Bedeutung dahinter für jeden ohne weitere Interpretation gegeben, weil ein allgemein gültiges Wissen über die Institution Familie besteht. Es wird also von kommunikativem bzw. kommunikativ-generalisierendem Wissen ausgegangen. Der Erfahrungsraum ist dabei aber noch nicht ersichtlich, da dieser in bestimmten Familien und in bestimmten Milieus jeweilige Besonderheiten aufweist. Dieser Erfahrungsraum mit den darin bestehenden Orientierungen und Merkmalen wird als konjunktives Wissen bezeichnet, den es zu erschließen gilt. Die Frage nach dem „Was“, also das kommunikative, abfragbare Wissen, ist auch bei der Straight-Edge-Szene vorhanden. Jedoch ist es notwendig, sich mit der Handlungspraxis der Szene vertraut zu machen, um den konjunktiven, dokumentarischen Sinngehalt zu eruieren. Neben der Frage nach dem „Was“ ist vor allem die Auseinandersetzung mit dem „Wie“ essenziell (vgl. Bohnsack et al. 2013, S. 14). Anhänger*innen der Straight-Edge-Szene befinden sich in demselben konjunktiven Erfahrungsraum, sie verstehen einander unmittelbar. Als Forscher*in muss die Alltagspraxis, der erlebnismäßige Kontext und damit der Erlebniszusammenhang interpretiert werden, um die von Szenen-Mitgliedern implizierten Haltungen und Orientierungen verstehen zu können (vgl. Bohnsack 1997, S. 194).

Bezeichnungen und Äußerungen innerhalb der Straight-Edge-Szene haben somit auf der einen Seite eine öffentliche, der Gesellschaft zugängliche Bedeutung, auf der anderen Seite aber eine milieuspezifische, über die nicht alle das nötige Wissen haben. Während ersteres als kommunikatives, abfragbares Wissen definiert wird und noch keinen Zugang zum konkreten Erfahrungsraum der vorliegenden Untersuchungsgruppe gibt, wird das milieuspezifische Wissen als konjunktives bezeichnet (vgl. Bohnsack et al. 2013, S. 15). Daraus ergeben sich konjunktive Erfahrungsräume, die innerhalb der Szene von den

Mitgliedern geteilt werden. Das kommunikative Wissen abzufragen, erfordert keine großen Hürden, das konjunktive Wissen verlangt dagegen die Erschließung der Handlungspraxis. Zu dieser gelangt man als Forscher*in erst über Erzählungen, Beschreibungen und Beobachtungen, wodurch der gemeinsam geteilte Orientierungsrahmen der Straight-Edge-Anhänger*innen eruiert werden kann (vgl. Bohnsack et al. 2013, S. 15).

„Die dokumentarische Methode ist darauf gerichtet, einen Zugang zum konjunktiven Wissen als dem je milieuspezifischen Orientierungswissen zu erschließen.“ (Bohnsack et al. 2013, S. 15)

4.3. Das Gruppendiskussionsverfahren als Erhebungsinstrument

Das konjunktive Wissen der Straight-Edge-Szene soll mithilfe des Gruppendiskussionsverfahrens erschlossen werden. Dies ergibt sich aus den Erfordernissen der Theorie des Habitus, der von Bourdieu als milieuspezifische Disposition zum Handeln bestimmt wird. Der Habitus, auch als „modus operandi“ bezeichnet, wird jedoch von den Individuen nicht bewusst angestrebt, sondern operiert „[...] jenseits von Bewusstsein und diskursivem Denken“ (Michel 2010, S. 220, zit. nach Bourdieu 1987, S. 730). Außerdem geht Bourdieu davon aus, dass das Individuelle etwas Kollektives ist, woran von Bohnsack mit den konjunktiven Erfahrungsräumen und den Gemeinsamkeiten des jeweiligen Milieus angeschlossen wird. Es bedarf somit nicht einer isolierten Befragung einzelner Akteur*innen, sondern einer kollektiven Erfassung, um auf diesem Weg auch den kollektiven Habitus durch das Gruppendiskussionsverfahren zu eruieren (vgl. Przyborski & Wohlrab-Sahr 2014, S. 278). Durch die in der Gruppe interaktiven und diskursiven Phänomene gelingt es, die Kollektivität dieser sozialen Einheit zu erfassen (vgl. Przyborski & Riegler 2020, S. 399). Die habituellen Prozesse der milieuspezifischen Gruppe können außerdem aufgrund mangelnder reflexiver Durchdringung nicht mittels expliziter Fragestellungen erfasst werden, sondern müssen mit Hilfe indirekter Prozesse des praktischen Erkennens empirisch rekonstruiert werden (vgl. Przyborski & Wohlrab-Sahr 2014, S. 278). Im Zuge eines gemeinsamen Gesprächs zeigt sich das handlungspraktische Wissen am deutlichsten: Die Teilnehmer*innen von Gruppendiskussionen nehmen aufeinander Bezug und gelangen durch die Repräsentation gemeinsamer Erfahrungen in einen Diskurs (vgl. Przyborski & Riegler 2020, S. 399).

Eine große Rolle bei der Durchführung der Gruppendiskussionen spielt der Aspekt, dass Realgruppen untersucht werden sollen. Damit werden jene Gruppen bezeichnet, die auch im Alltag aufgrund ihres konjunktiven Erfahrungszusammenhangs Gemeinsamkeiten aufweisen – und nicht eigens für die vorliegende Forschung zusammengestellt wurden. Ziel ist es, dass vor allem die Gruppenmitglieder untereinander interagieren und so ihre Relevanzsysteme definieren (vgl. Michel 2010, S. 221f.). Durch Beschreibungen, Erzählungen oder im Diskurs stattfindende Interaktionspraxen erschließen sich im Laufe der Gruppendiskussion der kommunikative und der konjunktive Sinn (vgl. Belle 2005, S. 138).

„So bilden sich beispielsweise in Narrationen aus dem Alltag alltagsrelevante Orientierungen ab, während in Argumentationen und expliziten Rechtfertigungen tendenziell intendierte Äußerungen gemacht werden, die nicht ohne weiteres als handlungspraktisch geltend genommen werden.“ (Kutscher 2002, S. 69)

Über den in der Gruppendiskussion stattfindenden Diskurs können folglich Formen von Kollektivität repräsentiert werden. Die Erfahrungen, die den Teilnehmer*innen gemeinsam sind, bringen die kollektiven handlungsleitenden Orientierungen zum Ausdruck (vgl. Przyborski & Riegler 2020, S. 401). Voraussetzung dafür ist, dass Forschende die Bedingungen der Gruppendiskussion für die Teilnehmer*innen so anpassen, dass sich die gesamte Gruppe in ihrer Eigenstruktur prozesshaft entfalten kann (vgl. Bohnsack 2000, S. 280). Als Diskussionsleitung liegt die oberste Priorität somit darin, die Gruppe nicht zu irritieren, um die wechselseitige Bezugnahme nicht zu beeinflussen. Das Gespräch der Teilnehmer*innen muss sich möglichst selbstläufig gestalten, sodass auch ohne Eingreifen der Diskussionsleitung Interaktion und Kommunikation vorliegt. Häufig wird angenommen, dass durch den Begriff Gruppendiskussion impliziert wird, die Teilnehmer*innen müssten untereinander „debattieren“. Vielmehr geht es aber darum, existenzielle Gemeinsamkeiten der vorliegenden Gruppe ausfindig zu machen, die in erster Linie durch ein lebendiges Gespräch zum Vorschein kommen (vgl. Przyborski & Riegler 2020, S. 401). Die Gruppe bestimmt die für sie relevanten Themen selbst und hat so die Möglichkeit, die Erfahrungsbasis des gemeinsamen, kollektiven Orientierungsrahmens darzustellen. Außerdem sollte der oder die Diskussionsleiter*in vorerst nur nachfragen, um den Diskurs nicht ins Stocken zu bringen und den Gesprächsfluss aufrecht zu erhalten. Exmanente Nachfragen, also jene, die auf neue relevante Themen gerichtet oder auch Anknüpfungen an widersprüchliche Aspekte sind, sollten erst im weiteren Verlauf bzw. am Ende der Diskussion aufgebracht werden (vgl. Bohnsack 2000, S. 380ff.). Vorgaben, in welche Richtung die Diskussion gehen soll, sind jedenfalls zu vermeiden – hier gilt es, das Relevanzsystem durch die Erforschten festsetzen zu lassen (vgl. Przyborski & Riegler 2020, S. 402).

4.4. Der Feldzugang

Im folgenden Kapitel soll nun die genaue Herangehensweise an das Forschungsfeld sowie die Rekrutierung der Gruppendiskussions-Teilnehmer*innen im Fokus stehen. Nicht außer Acht zu lassen ist dabei die eigene Position als Forscher*in im Rahmen einer fremden Gruppe, weshalb diesem Aspekt ausreichend Reflexion gegeben wurde. Die Sampling-Strategie und die folgende Durchführung der Gruppendiskussionen werden im Laufe dieses Kapitels skizziert.

4.4.1. Die Felderschließung der Straight-Edge-Szene

Entsprechend dem Grundgedanken der dokumentarischen Methode, dass die befragten Personen auch im Alltag ein Kollektiv bilden sollen, wurde der Feldzugang gestaltet. Untersucht werden sollten sogenannte Realgruppen, um zu eruieren, welche Gemeinsamkeiten und welche konjunktiven Erfahrungsräume der Straight-Edge-Szene zugrunde liegen (vgl. Michel 2010, S. 221f.). Für den Anfang erschien es sinnvoll drei bis fünf Gruppendiskussionen mit jeweils drei bis fünf Teilnehmer*innen ins Auge zu fassen, um einerseits die wichtigsten Aspekte abzudecken, andererseits Vergleiche zwischen den Inhalten und Abläufen der Gespräche aufdecken zu können. Erst durch einige mehrere Realgruppen ist es möglich, den der Szene zugrunde liegenden konjunktiven Erfahrungsraum sinngemäß zu erfassen und somit auch geteilte Orientierungen und habituelle Prozesse eruieren zu können (vgl. Michel 2010, S. 221f.). Auch wenn stets darauf geachtet wurde, die Relevanzsetzung der Themen den Beforschten zu überlassen, wurde vorab ein Leitfaden entworfen. Dieser beinhaltet wesentliche Themenbereiche, die durch das theoretische Vorwissen als grundlegend für die Lebensweise der Straight-Edge-Anhänger*innen erachtet werden. Ergänzend zu sehr offenen, allgemeinen Fragen wurden Unterfragen generiert, für den Fall, dass die Interaktion innerhalb der Gruppen ins Stocken gerät. Essenziell war bei der Erstellung der Leitfragen, diese möglichst unvoreingenommen und offen zu formulieren. Als Forscherin, die mit dem Feld und der Szene nicht vertraut ist, habe ich mich vor allem zu Beginn in die Rolle der Unwissenden begeben, um möglichst viel Neues zu erfahren. Geholfen haben dabei oftmals Erzählungen vonseiten der Beforschten, die Erlebnisse oder Erfahrungen widergespiegelt haben. Anzumerken sei an dieser Stelle, dass auf die Leitfragen häufig gar nicht zurückgegriffen werden musste, weil die Teilnehmer*innen der Gruppendiskussionen den Gesprächsfluss, die Diskussionen und die Gedankengänge von selbst anboten.

Wie bereits erwähnt liegen keine genauen Zahlen zu Mitgliedern der Straight-Edge-Szene vor. Nicht nur auf internationaler Ebene, sondern vor allem im deutschsprachigen Raum ist es schwierig, Schätzungen zum Vorkommen von Subkulturen und Szenen zu machen (vgl. Wood 2006, S. 10f.), insbesondere im Hinblick auf eine Gruppe, die ohnehin in der Gesamtgesellschaft wenig präsent ist. Aus dem Grund ist auch der Zugang zur Szene nicht einfach. Hierbei kommt vor allem Schlüsselpersonen, sogenannten Gatekeepern, eine tragende Rolle im Feldzugang zu. Weiters wurden die digitalen Medien und soziale Plattformen, allen voran Instagram, genutzt, um einige Straight-Edger*innen direkt zu kontaktieren. Die Felderschließung war vor dem tatsächlichen Zugang zum Feld nicht vollständig abgeschlossen, da sehr offen an die Szene herangegangen werden sollte und es demnach vor allem zu Beginn möglichst wenig Einschränkungen geben sollte. Das liegt in erster Linie daran, dass die Straight-Edge-Szene ohnehin schon relativ klein ist und der

Aspekt, dass Realgruppen befragt werden sollten, bereits eine Definition des vorliegenden Gegenstandes vorgab (vgl. Przyborski & Wohlrab-Sahr 2014, S. 40f.). Für die Untersuchung wurde nicht nur Österreich, sondern auch Deutschland in den Blick genommen. Bedingt durch die Corona-Pandemie, die die Erhebung ohnehin nur über Online-Medien und nicht face-to-face erlaubte, war die Überschreitung von Ländergrenzen somit auch nicht mit einem Kosten- oder Zeitaufwand verbunden. Besonders durch die Kontaktaufnahme über Instagram wurde schnell deutlich, dass relativ wenige Österreicher*innen, die der Straight-Edge-Szene angehören, zu finden waren. Dementsprechend wurde auch das Rekrutieren von potenziellen Gruppendiskussions-Teilnehmer*innen auf Deutschland ausgeweitet. Tendenziell schließen sich eher Jugendliche und junge Erwachsene der Szene an, wodurch auch an dieser Stelle eine gewisse Einschränkung gegeben war. Genaue Altersgrenzen wurden aufgrund der ohnehin schon kleinen Szene nicht festgelegt.

Reflektiert wurde vorab die Darlegung des Forschungsinteresses, wobei im Vordergrund stand, wie die Präsentation des wissenschaftlichen Forschungsinteresses auf die Forschungssubjekte wirkt. Vor allem die Tatsache, dass ich als Forscherin in eine fremde Szene und fremde Kommunikationsprozesse eingetaucht bin, verlangt eine genaue Auseinandersetzung mit der eigenen Rolle im Feld und dem damit verbundenen Preisgeben des Forschungsinteresses (vgl. Przyborski & Wohlrab-Sahr 2014, S. 43f.). Weil möglichst viel Neues über die Straight-Edge-Szene in Erfahrung gebracht werden sollte, galt es stets, nicht zu viel von dem preiszugeben, was mich als Forscherin interessiert. So sollte vermieden werden, dass die Teilnehmer*innen in eine gewisse Richtung gelenkt werden. Nichtsdestotrotz musste den Personen der Sinn und der Inhalt der Forschung in verständlicher Weise nahe gebracht werden (Przyborski & Wohlrab-Sahr 2014, S. 44). Jedenfalls konnte gewährt werden, dass es keinen vorstrukturierten Gesprächsverlauf gibt, sondern dass auf Basis der vorliegenden Gruppendynamik die Relevanzsetzung vollständig bei den Beforschten lag. Eine gezielte Fokussierung der Thematik erfolgte erst später im Verlauf der Datenerhebung- und Auswertung, um die relevanten Aspekte des Feldes zu entdecken und den Blick für Erscheinungen freizuhalten, die nicht vorab definiert werden können (vgl. Akremi 2019, S. 317).

4.4.2. Die eigene Positionierung im Forschungsfeld

Die eigene Rolle im Feld galt es während des gesamten Forschungsprozesses zu reflektieren, besonders durch das Eintauchen als Außenstehende in eine fremde Szene. Auch wenn die Forschung nicht direkt ethnographisch angelegt ist und ich als Forscherin – vor allem durch die online stattfindenden Gruppendiskussionen – nicht persönlich in der Straight-Edge-Szene auftrete (vgl. Lohmeier 2018, S. 30), ist es notwendig als Unwissende die eigene Rolle im

Rahmen der Gruppendiskussion zu hinterfragen. Das Verhältnis von Nähe und Distanz und die Auseinandersetzung mit der eigenen Positionierung im Feld (vgl. Lohmeier 2018, S. 30), spielen vor allem deshalb eine Rolle, weil sich Straight-Edge-Anhänger*innen als Gruppe mit ihrer abstinente Lebensform von der Mainstream-Gesellschaft, zu der ich als Forscherin gehöre, abgrenzen. Ihre Äußerungen, Einstellungen und Bedeutungszuschreibungen stehen also in einem oftmals kritischen Verhältnis zur Gesamtgesellschaft. Dadurch ist einerseits eine entsprechende Annäherung an das Feld erforderlich, andererseits soll stets eine gewisse Distanz zum Feld und den Szenenmitgliedern vorherrschen (vgl. Lohmeier 2018, S. 30). Durch das daraus resultierende Spannungsfeld ist es gerade innerhalb einer sozialwissenschaftlichen, qualitativen Forschung notwendig, diesen Aspekt während des gesamten Prozesses zu berücksichtigen. Die eigene Verortung in einem Forschungsfeld, besonders wenn es um fremde Szenen geht, hat enorme Auswirkungen auf die Datenauswertung, die Interpretation des Materials sowie die Ergebnisse (vgl. Lohmeier 2018, S. 32).

Als Forscherin bin ich im Zuge der Gruppendiskussionen in einen Kommunikationsprozess eingetreten, der es erschwerte, die notwendige Distanz zu wahren. Vor allem durch das theoretische Vorwissen entstanden Diskrepanzen, die nicht mehr völlig aus dem Kommunikationsprozess ausgeklammert werden können (vgl. Przyborski & Wohlrab-Sahr 2014, S. 44). Auch wenn ich als Forscherin und Diskussionsleiterin nicht direkt Teil des Feldes bzw. der Szene wurde, nahm ich durch die Interaktion mit Straight-Edge-Anhänger*innen an ihrem Lebensstil und ihren Ansichten, Bedeutungen und Zuschreibungen teil. Aufgrund der durchgeführten Gruppendiskussionen wurde der Status eines Beobachters bzw. einer Beobachterin eingenommen, wodurch es gelang, Dinge anders in den Blick zu nehmen, als die Beforschten das tun (vgl. Przyborski & Wohlrab-Sahr 2014, S. 45). Das Feld wurde somit nicht als etwas Alltägliches betrachtet, sondern hinterfragt und analysiert, um entsprechend Interpretationen und Ergebnisse daraus ziehen zu können. Gleichzeitig musste darauf geachtet werden, nicht zu viel Distanz zu zeigen, um den Feldzugehörigen nicht das Gefühl von Ablehnung oder Skepsis zu vermitteln (vgl. Przyborski & Wohlrab-Sahr 2014, S. 45). Besonders durch das vorliegende, in vielerlei Hinsicht kontroverse Verhältnis zwischen der Straight-Edge-Szene und der Mainstream-Gesellschaft wurde stets darauf geachtet, einen Mittelweg zwischen empathischer Nähe und beobachtender Distanz zu finden. Damit einher geht die Tatsache, sich als Forscher*in in die Perspektive der Beforschten zu versetzen, gleichzeitig aber Aussagen und Gedankengänge vor allem während des Interpretationsprozesses zu hinterfragen (vgl. Przyborski & Wohlrab-Sahr 2014, S. 45).

Wichtig erscheinen in diesem Zusammenhang die Begriffe Fremdheit und Vertrautheit. Zu Beginn kommt man als Fremde*r in das jeweilige Forschungsfeld, mit dem Vorhaben, sich

Wissen durch die Forschung über das Feld anzueignen. Das zu beforschende Feld bildet aber in sich bereits eine Gemeinschaft, die gleiche oder ähnliche Interessen, Routinen und Ansichten teilt. Während die Abläufe innerhalb des Feldes von Mitwissenden als selbstverständlich und alltäglich angesehen werden, ergibt sich für Forschende genau dadurch das Forschungsinteresse und die Notwendigkeit der Untersuchung (vgl. Falk 2017, S. 63). Je mehr Forscher*innen in ein Feld integriert sind und je mehr Kenntnisse sie über Abläufe und Routinen besitzen, umso eher wandelt sich die Fremdheit in Vertrautheit. Allerdings muss – und soll – die Rolle eines bzw. einer Vertrauten nicht das Ziel solch einer Forschung sein (vgl. Falk 2017, S. 63). Besonders durch den Gegenstand einer anderen, fremden Szene ist es notwendig, ein entsprechendes Nähe-Distanz-Verhältnis zu wahren, um eine Balance zwischen Insider- und Outsider-Status schaffen zu können. Zugleich gilt es einerseits Vertrauen zu gewinnen, jedoch dürfen keine blinden Flecken durch einen zu hohen Grad an Vertrautheit entstehen. Erschwert wird dieses Wechselverhältnis dadurch, dass sich die Straight-Edge-Szene in ihren Lebensweisen und Ansichten von der dominanten Gesellschaft abgrenzt. Als Forscherin bin ich nicht Teil der Straight-Edge-Szene, sondern möchte im Zuge meines Forschungsinteresses die Szene und ihren Lebensstil kennenlernen. Gleichzeitig muss vonseiten der Beforschten ein Gefühl der Vertrautheit entstehen, auch wenn ich in den Augen der Szenenmitglieder eigentlich zur anderen Gruppe – zur Mainstreamgesellschaft – gehöre. Derartige Überlegungen und Rekonstruktionen begleiteten den gesamten Forschungsprozess und mussten stets reflektiert werden.

4.4.3. Forschungsethische Aspekte

Mit dem Begriff Forschungsethik gehen in den Sozialwissenschaften allgemein alle Regeln und Prinzipien einher, die für die Beziehung zwischen den Forschenden und den in die Forschung einbezogenen Personen verbindlich und konsensuell bestimmend sind (vgl. Hopf 2016, S. 195). Auch im Zuge der vorliegenden qualitativen Sozialforschung an einer fremden Szene erlangen forschungsethische Aspekte einen besonderen Stellenwert und sollen aus diesem Grund in ihren Grundzügen skizziert werden. Im Mittelpunkt steht dabei

„[...] die Frage nach der Freiwilligkeit der Teilnahme an Untersuchungen, die Frage nach der Absicherung von Anonymitäts- und Vertraulichkeitszusagen, die Frage nach der Vermeidung von Schädigungen derer, die in Untersuchungen einbezogen werden, oder auch die Frage nach der Zulässigkeit verdeckter Formen der Beobachtung.“ (Hopf 2016, S. 195)

In der Soziologie wurden Anfang der 1990er Jahre forschungsethische Grundprinzipien festgelegt, indem die Deutsche Gesellschaft für Soziologie (DGS) und der Berufsverband Deutscher Soziologen (BDS) einem Ethik-Kodex zustimmten. Neben Aspekten der Forschungsethik rücken dabei auch rechtliche Komponenten in den Fokus, wie beispielsweise die Wahrung der Persönlichkeitsrechte und die informationelle Selbstbestimmung der

beforschten Personen (vgl. Hopf 2016, S. 196). Damit einher geht das Prinzip der informierten Einwilligung, auch unter „informed consent“ bekannt. Prinzipiell muss die Teilnahme an einer Untersuchung auf Freiwilligkeit der Beforschten basieren. Darüber hinaus besteht der Anspruch, „[...] die potenziellen Untersuchungsteilnehmer zur angemessenen Fundierung ihrer Teilnahme-Entscheidung möglichst ausführlich vorab zu informieren [...]“ (Hopf 2016, S. 197). Ihnen wird weiters zugesichert, dass bereits erhobene Daten auf ihren Wunsch auch zurückgezogen werden können. Der „informed consent“ ist für die beforschte Gruppe so zu formulieren, dass die Forschungsziele und das Forschungsvorhaben verstanden werden. Dementsprechend müssen sich Forschende stets auf die Wahrnehmungen, Interpretationen und Werthorizonte der potenziellen Teilnehmer*innen einstellen (vgl. Hopf 2016, S. 198). Im Zuge des „informed consent“ wird den Untersuchungsteilnehmer*innen stets Vertraulichkeit im Hinblick auf die Beforschten und ihre personenbezogenen Daten zugesichert. Die Originaldaten, wie beispielsweise die Aufnahmen, müssen entsprechend gesichert werden, Anonymisierungen müssen im Zuge der Transkription erfolgen und die Verschwiegenheitspflicht gegenüber Dritten muss eingehalten werden (vgl. Hopf 2016, S. 200). Die soeben genannten forschungsethischen Grundlagen wurden im Zuge der vorliegenden Forschung stets ernst genommen und eingehalten. Um die Teilnehmer*innen der Gruppendiskussionen darüber in Kenntnis zu setzen, wurde an jede*n eine Einwilligungserklärung ausgehändigt. Die schriftliche Zustimmung dazu wurde von den Beforschten vorab eingeholt.

4.4.4. Sampling

Das Thema „Sampling“ begleitet den gesamten, zyklisch ablaufenden Forschungsprozess, um aus der Fülle an Daten Erkenntnisse gewinnen zu können. Zu Beginn steht die konkrete Auswahl der Untersuchungseinheiten, die sowohl vor als auch während der Datenerhebungsphase relevant ist (vgl. Akremi 2019, S. 313). Im Kontext der Straight-Edge-Szene heißt das, Teilnehmer*innen für die Gruppendiskussion zu finden. Ausreichend war aufgrund der offenen Herangehensweise eine vage Fragestellung bzw. die Formulierung des Erkenntnisinteresses, „[...] um das Untersuchungsfeld zu betreten und sich mit dem Gegenstandsbereich vertraut zu machen“ (Akremi 2019, S. 316).

Hinsichtlich der Sampling-Strategie wurde auf eine relativ willkürliche Auswahl der Gruppendiskussionsteilnehmer*innen zurückgegriffen. Als Möglichkeit hat sich hierbei das Schneeballverfahren angeboten. Dabei wurde ein beliebiger Startpunkt für die Erhebung gesucht und in weiterer Folge auf andere relevante Personen von den Teilnehmer*innen verwiesen. Von bereits befragten Szenenmitgliedern wurde auf weitere Personen verwiesen, wodurch neue Diskussionsteilnehmer*innen gewonnen wurden (vgl. Akremi 2019, S. 320). Einige wenige Überlegungen mussten zu Beginn gestellt werden: Jedenfalls notwendig war

ein Startpunkt für die Erhebung und somit das Rekrutieren von drei bis vier Szenenmitglieder für die erste Gruppendiskussion, bevor von diesen auf weitere Straight-Edger*innen zurückgegriffen werden konnte. Des Weiteren wurde der Anspruch gestellt, dass die Teilnehmer*innen der jeweiligen Gruppendiskussion eine Realgruppe abbilden sollten. Diese bestehen als soziales Gebilde auch außerhalb der Forschungssituation. Mitglieder von Realgruppen fühlen sich untereinander verbunden, haben gemeinsame Ziele und bilden auch im Alltag ein Kollektiv. Aus diesem Grund verfügen Realgruppen bereits vor der Datenerhebung über Interaktions- und Kommunikationsstrukturen (vgl. Mehling 2018, 102). Neben der allgemeinen Zugehörigkeit zur Straight-Edge-Szene waren in der vorliegenden Erhebung Freundschaften oder Wohngemeinschaften ausschlaggebend für Realgruppen. Die jeweiligen Realgruppen verfügen über eine eigene Gruppenstruktur, durch die eine klare Rollenaufteilung zwischen den Mitgliedern erfolgt (vgl. Mehling 2018, S. 102). Durch die Untersuchung von Realgruppen gelingt es, die Gruppenkultur und die damit einhergehende und geteilte Zugehörigkeit zur Straight-Edge-Szene genauer zu beleuchten. Der weitere Verlauf der Stichprobenziehung entzieht sich durch das Schneeballverfahren der Kontrolle des Forschers bzw. der Forscherin (vgl. Akremi 2019, S. 320). Anzumerken sei an dieser Stelle, dass sowohl durch die Realgruppen als auch durch die Zugehörigkeit zu Straight-Edge und des damit verbundenen gemeinsamen Erfahrungsraumes eine homogene Gruppenzusammensetzung gegeben ist (vgl. Liebig & Nentwig-Gesemann 2009, S. 105). Weil sich die Diskussionsteilnehmer*innen alle „[...] jenseits der Erhebungssituation in einem sozialen Zusammenhang befinden und miteinander interagieren, kann man [...] von einer konkreten, kollektiv geteilten Erfahrungsbasis ausgehen [...]“ (Liebig & Nentwig-Gesemann 2009, S. 105). Hinzu kommt, dass die einzelnen Gruppen ebenfalls mit einer hohen Homogenität versehen sind, weil sie auch außerhalb der Forschungssituation eine eigene Gruppenstruktur aufweisen. Der Aspekt der Homogenität kann aber im Kontext des vorliegenden Erkenntnisinteresses durchaus auch positiv betrachtet werden: Das Ziel der Gruppendiskussionen ist der Zugang zu kollektiven Orientierungen innerhalb der Straight-Edge-Szene, die auf der Ebene eines gemeinsamen Erfahrungshintergrundes angesiedelt sind. Eine gewisse Homogenität ist somit unabdingbar, um Aspekte kollektiver Orientierungen in Erfahrung zu bringen (vgl. Liebig & Nentwig-Gesemann 2009, S. 105).

Um zumindest der Homogenität zwischen verschiedenen Gruppen ein wenig entgegenzuwirken und nicht ausschließlich auf das Schneeballverfahren zurückzugreifen, diente die soziale Plattform Instagram als „gateway“ zu anderen Straight-Edger*innen. Öffentliche zugängliche Profile ermöglichten es, Personen aus dem deutschsprachigen Raum mittels persönlicher Direct-Nachrichten zu kontaktieren. Somit wurden einige relevante Personen nicht auf Basis bereits bestehender Kontakte zu Straight-Edger*innen für die Forschung gewonnen, sondern durch eine eigenständige Suche über Instagram gefunden.

Um schlussendlich aber auch auf diesem Weg eine Realgruppe zu gewährleisten, musste die von mir kontaktierte Person weitere potenzielle Teilnehmer*innen aus ihrem Umfeld anfragen.

4.4.5. Rekrutierung

Im Weiteren wird nun das genaue Vorgehen und die Rekrutierung der Gruppendiskussionsteilnehmer*innen erläutert. Der erste Kontakt zu Anhänger*innen der Straight-Edge-Szene wurde durch eine Studienkollegin vermittelt, die bereits Forschungen zu diesem Feld betrieben hat. Nachdem ich die Zusage von der Person hatte, galt es, weitere Personen in deren Umfeld zu finden, um dem Aspekt der Realgruppen treu zu bleiben. Aufgrund der Tatsache, dass die Person mit zwei weiteren Straight-Edgern in einer WG lebt, bot es sich natürlich an, mit dieser Gruppe die erste Gruppendiskussion zu führen. Gemäß des Schneeballverfahrens wurde mir über einen Teilnehmer in der Gruppe eine weitere Person vermittelt, die ich über Instagram erreichen konnte. Auf der sozialen Plattform fanden sich dann diverse Seiten bzw. Profile, an denen erkennbar war, dass es sich um Personen handelt, die sich mit der Straight-Edge-Szene identifizieren. Im Zuge dessen hatte ich auf einmal eine relativ große Auswahl an Personen, die ich hätte anschreiben und bestenfalls für eine Gruppendiskussion gewinnen können. Ich entschied mich für zwei verschiedene Wege, um einerseits weiterhin Gebrauch vom Schneeballverfahren zu machen, andererseits aber auch ein wenig Distanz davon zu nehmen und das Risiko einer systematischen Verzerrung durch eine zu homogene Gruppe so zu verringern. Für die zweite Gruppendiskussion wurde auf den mir vermittelten Kontakt durch das erste Gespräch zurückgegriffen. Und auch hier wurden von der Person weitere Freunde bzw. Bekannte kontaktiert, um als Realgruppe die Diskussion durchführen zu können. Aufgrund der bereits vorliegenden Fülle an Daten- und Interpretationsmaterial wurde entschieden, dass eine weitere, dritte Gruppendiskussion ausreichen würde, um den Erhebungsprozess schlussendlich abschließen zu können. Durch die zyklische Vorgehensweise stand die Auswertung zwischen den Gruppendiskussionen auf dem Plan und ermöglichte bereits Einblick in die gewonnenen Ergebnisse – die auch für die letzte Gruppendiskussion von Vorteil waren. Für diese war die Plattform Instagram von großem Vorteil: Ein Teilnehmer des zweiten Gesprächs erklärte mir, dass kurze Interviews mit drei bis vier Fragen an Straight-Edger*innen auf der ganzen Welt verschickt wurden. Die Antworten und auch die Profile der Teilnehmer*innen dieser Umfrage wurden gesammelt auf einem Instagram-Profil veröffentlicht, das sich ausschließlich damit befasste und öffentlich zugänglich war. Somit hatte ich die Möglichkeit, eine deutschsprachige Person zu finden, die ich in weiterer Folge auch gleich über Instagram kontaktiert und mit meinem Forschungsinteresse vertraut gemacht habe. Die weitere Auswahl von Teilnehmer*innen erfolgte dann wiederum durch besagte Kontaktperson, wodurch ich als Forscherin keinen Einfluss mehr auf die Stichprobe hatte. Insgesamt wurden somit drei Gruppendiskussionen

mit drei bis vier Straight-Edge-Anhänger*innen geführt, die allesamt Realgruppen bildeten und somit im Alltag den für die Forschung relevanten konjunktiven Erfahrungsraum aufwiesen. Als Ort der Durchführung konnte, bedingt durch die Corona-Pandemie und aufgrund der nationalen Grenzen, nicht auf face-to-face-Kommunikation zurückgegriffen werden. Die Gruppendiskussionen fanden somit über „Zoom“ mittels Videokonferenz statt. Inwiefern diese Erhebungsmethode die Erhebungssituation und die Datenauswertung beeinflusst, wird in einem weiteren Kapitel thematisiert. Die Dauer der Diskussionen lag bei durchschnittlich zwei Stunden, wodurch auch der Output an vorhandenem Material mehr als ausreichend war. Bezüglich des Alters sei erwähnt, dass die Teilnehmer*innen zwischen 23 und 32 Jahren alt waren. Der Anschluss an die Straight-Edge-Szene erfolgte aber oftmals schon früher, wodurch die Identitätsfindung und die Zugehörigkeit zur Szene in engem Verhältnis mit dem jungen Erwachsenenalter stehen.

Anzumerken sei an dieser Stelle, dass das Finden von Realgruppen in der Szene gar nicht so einfach war. Tatsächlich gab es auch Personen, die über das Interview-Profil auf Instagram von mir kontaktiert wurden, jedoch in ihrem Umfeld keine weiteren Straight-Edger*innen kannten und somit für die Erhebung nicht in Frage kamen. An diesem Punkt stößt das Schneeballverfahren bei dieser Szene an seine Grenzen. Aufgrund des geringen Vorkommens von Straight-Edge in unseren Kreisen, gestaltet sich auch die Rekrutierung von Szenenmitgliedern nicht einfach. Idealweise lag bereits zu Beginn der Kontakt zu einem Straight-Edge-Anhänger vor, dennoch sollte der Aspekt der Realgruppen als einziges Kriterium in jedem Fall erfüllt sein. Da sich das Umfeld von Szenenmitgliedern aber offensichtlich sehr unterschiedlich gestaltet, fanden in dieser Hinsicht teilweise Ausschlussverfahren statt.

4.5. Auswertungsprozess

Bei der Gruppendiskussion werden die Bedingungen für die Teilnehmer*innen so gestaltet, dass sich die gesamte Gruppe in ihrer Eigenstruktur prozesshaft entfalten kann. Die Gruppe bestimmt die für sie relevanten Themen selbst und hat so die Möglichkeit, die Erfahrungsbasis des gemeinsamen, kollektiven Orientierungsrahmens darzustellen. Die Interaktion und Kommunikation sollte vorwiegend unter den Teilnehmer*innen der Gruppendiskussion stattfinden, Nachfragen vonseiten der Diskussionsleitung blieben vorerst aus. Vorgaben, in welche Richtung die Diskussion gehen soll, wurden stets vermieden, um den Erforschten die Chance zu geben, ihre eigenen Relevanzen zu setzen (vgl. Bohnsack 2000, S. 380ff.).

Die in der Gruppendiskussion gewonnen Daten wurden anschließend transkribiert, wobei auf die von Ralf Bohnsack entwickelten Transkriptionsregeln im Sinne der dokumentarischen Methode zurückgegriffen wurde. Dabei wurde auf die Interaktion der

Diskussionsteilnehmer*innen geachtet, aber auch die Art und Weise des Gesprochenen hervorgehoben. Überlappungen beim Sprechen sowie direkte Anschlüsse bei einem Sprecher*innen-Wechsel wurden mit den Symbolen \lfloor (bei Beginn einer Überlappung) und \rfloor (bei Ende einer Überlappung) gekennzeichnet. In diesem Kontext waren auch Abbrüche bzw. Unterbrechungen relevant, die mit einem Bindestrich markiert wurden. Die Anzahl der Sekunden, die eine Pause dauert, wurde folgenderweise in Klammer geschrieben: (3), bei einer Pause von einer Sekunde war ein Punkt ausreichend. Betonte Worte wurden unterstrichen; Dehnungen von Worten wurden je nach Länge der Dehnung mit einem Doppelpunkt versehen. Zudem wurde auf Intonation geachtet: Je nachdem, ob diese als sinkend oder steigend wahrgenommen wurden, fungierten verschiedene Satzzeichen zur Erläuterung (vgl. Bohnsack 2021, S. 255). Eine genaue Auflistung der angewendeten Transkriptionsregeln nach Ralf Bohnsack (2021) findet sich im Anhang.

Um die kollektiven Orientierungsmuster der Straight-Edge-Szene zu definieren, benötigt es nicht die Interpretation des wörtlich geäußerten Konsenses der Gruppenmitglieder, sondern das handlungsleitende Wissen, welches implizit und daher nicht durchgängig bewusst ist (vgl. Belle 2005, S. 130).

„Konjunktive Erfahrungsräume und das für sie charakteristische unmittelbare Verstehen bilden sich also dort heraus, wo eine gemeinsam er- bzw. gelebte Handlungspraxis nicht nur internalisiert, sondern inkorporiert, d.h. in das Wie, in den modus operandi der körperlichen und auch sprachlichen Praktiken eingeschrieben wird.“ (Belle 2005, S. 131)

Dazu bedarf es verschiedener aufeinanderfolgender Interpretationsschritte, wobei die Leitdifferenz der Auswertung stets die Gegenüberstellung von immanentem und dokumentarischem Sinngehalt ist (vgl. Bohnsack 2000, S. 382). Die Frage nach dem „Was“ steht dabei der Frage nach dem „Wie“ gegenüber und manifestiert sich in zwei voneinander abgrenzbaren Interpretationsschritten (vgl. Bohnsack et al. 2013, S. 15). Der erste Schritt besteht in einer formulierenden Interpretation, bei welcher zuerst ein thematischer Verlauf erstellt wird. Jene Stellen, die eine hohe interaktive und/oder metaphorische Dichte aufweisen (=Fokussierungsmetapher), werden außerdem hervorgehoben, da dort im nächsten Schritt gemeinsame Orientierungen zum Ausdruck kommen. Anschließend bedarf es einer Rekonstruktion der thematischen Sequenzen, indem das von den Diskussionsteilnehmer*innen wörtlich Gesagte paraphrasiert wird. Hierbei handelt es sich durch die Zusammenfassung des Gesagten um den immanenten Sinngehalt, also darum, „Was“ gesagt wurde (vgl. Belle 2005, S. 136f.). Während zuerst eine thematische, inhaltliche Abgrenzung erfolgt, geht es anschließend um die Frage, wie und in welchem Rahmen ein Thema behandelt wird (vgl. Bohnsack et al. 2015, S. 15). Aufbauend auf dieser Gliederung erfolgt nun vorerst eine Auswahl jener Passagen, die intensiver interpretiert werden sollen. Im

zweiten großen Schritt erfolgt die reflektierende Interpretation, mit der sich die Analyse hin zur Frage „Wie etwas gesagt wird“ verändert. Mit der Frage nach dem „Wie“ bezieht man sich nicht nur auf eine einzelne Äußerung, sondern auf ein zugrunde liegendes Muster. Den Bezugspunkt stellt hier bereits die kollektive Handlungspraxis dar (vgl. Belle 2005, S. 136f.). Um den Orientierungsrahmen vollständig reflektieren zu können, fällt auch die Rekonstruktion der Formalstruktur der Texte unter diesen Punkt. Die Diskursorganisation und damit die „[...] Art und Weise, wie die Beteiligten aufeinander Bezug nehmen“ (Bohnsack 2000, S. 383) soll zurückverfolgt werden. In einem dritten Schritt sollte die jeweilige Gruppendiskussion in ihrer Gesamtgestalt zusammengefasst werden. Przyborski (2004) spricht dabei von inkludierenden Modi, die den Bezug der Diskussionsteilnehmer*innen untereinander sowie ihre geteilten Ansichten und Bedeutungszuschreibungen unterstreichen. Dabei steht stets die gemeinsame Basis der Gruppe im Vordergrund; die Ansichten und Bedeutungen untereinander werden als Konsens geteilt. Auch wenn es innerhalb der Gruppe zu Diskussionen kommt, besteht im Endeffekt Einigkeit hinsichtlich der kollektiv geteilten Orientierungen. Der Diskurs kann somit auf verschiedene Art und Weise organisiert sein, zentral ist aber, dass schlussendlich Konsens über die impliziten Handlungspraktiken besteht (vgl. Przyborski 2004, S. 96ff.). Mittels der fallübergreifenden komparativen Analyse im vierten Schritt ist es möglich die Gemeinsamkeiten zwischen den verschiedenen Gruppendiskussion zu suchen (vgl. Belle 2005, S. 140ff.). Der letzte und damit fünfte Schritt betrifft die Typenbildung: Hierbei werden auf Grundlage der zuvor herausgefilterten Gemeinsamkeiten Bezüge zwischen spezifischen Orientierungen und Erfahrungsräumen, in denen der Ursprung dieser Orientierungen zu finden ist, herausgearbeitet (vgl. Bohnsack 2000, S. 383; Belle 2005, S. 143). Das konjunktive Wissen der Straight-Edge-Szene lässt sich nur erschließen, wenn der kollektive Erfahrungsraum zur Geltung kommt. Dafür muss der bzw. die Forschende hinter abfragbares Wissen und damit verbundene Äußerungen blicken; erst durch die Interpretation der Handlungspraxis wird es möglich, gemeinsam geteilte Dimensionen der Straight-Edge-Szene ausfindig zu machen (vgl. Bohnsack et al. 2015, S. 16).

4.5.1. Beispielinterpretationen

Anhand eines Beispiels soll nun das Vorgehen bei der Auswertung entsprechend der dokumentarischen Methode nach Ralf Bohnsack veranschaulicht werden.

Der erste Schritt der formulierenden Interpretation beginnt mit der Strukturierung von Themen und Unterthemen, um sich über das umfangreiche Datenmaterial einen Überblick verschaffen zu können. Die thematische Gliederung wird somit rekonstruiert, um in weiterer Folge paraphrasieren zu können. Im Zuge dessen wurde in möglichst ganzen Sätzen das Gesagte der Teilnehmer*innen wiedergegeben, um zu den Themen die Aussagen der Teilnehmer*innen zusammenzufassen. An dieser Stelle wird sich möglichst an das Gesagte

der Beforschten gehalten, um Abweichungen zu vermeiden und keine Interpretation vorwegzunehmen (vgl. Belle 2005, S. 136f.). Ähnliche Themen bzw. Unterthemen wurden im weiteren Prozess der Auswertung ergänzt, wodurch sich schließlich ein großer Themenpool ergab, der mit Paraphrasierungen oder Zitaten aus den drei Gruppendiskussionen belegt wurde. Einige der Themen seien an dieser Stelle genannt: Gründe für den Anschluss an die Szene, Regeln und Werte in der Szene, Reaktionen aus dem Umfeld, Männlichkeit in der Szene, Erkennung der Zugehörigkeit, Bedeutung von Musik, Gemeinschaftsgefühl, Abgrenzung zur Mainstream-Gesellschaft und noch einige weitere, wenn auch kleinere Themenblöcke.

So wurden bspw. zum Thema „Erkennung der Zugehörigkeit“ folgende Paraphrasen aus den Gruppendiskussionen 1 und 2 hinzugefügt:

- Der Kleidungsstil wird als Habitus bezeichnet, durch den man auch der Szene zugeordnet wird. (GD1; Z. 311–313)
- Anhang von szenetypischer Kleidung werden Personen als Straight-Edger*innen erkannt. Dadurch wird versucht, die Person zuzuordnen. (GD2; Z. 1233–1237)

Zusätzlich zur Paraphrasierung wurden jene markanten Stellen, die eine hohe interaktive oder metaphorische Dichte aufweisen, hervorgehoben und für die spätere Interpretation markiert. Folgende Situation während der Gruppendiskussion 2 (Z. 651–660) erschien dahingehend bedeutungsvoll, auch aufgrund ihrer hohen thematischen Relevanz. Zudem entstand an dieser Stelle – aufgrund der unterschiedlichen Ansichten – eine hohe Bereitschaft zur Diskussion.

P3: Don't preach just teach mehr oder weniger das is- so mein Grundsatz ja mir is wurscht ob- ob wer Drogen nimmt also ich kann ihn nur belehren aber ich- ich predige nich- nix vor ja-

P1: / I predig erm ned moi wos vor des is jedem selbst überlossn.

P3: /Ja-

P2: Also wie Straight-Edge anfangen hat war ja die Hardcore Szene ganz anders was das- das was jetzt is-

P1: /Da wars leiwand.

P2: Jetzt- i glaub ned amoi, i glaub ned weil wennst da abgstochn wirst is das nicht mehr leiwand [...]

Im nächsten Schritt, der reflektierenden Interpretation, erfolgte nun die Explikation des gemeinsamen Orientierungsrahmens. Dabei geht es um die Herstellung der sozialen Realität der Straight-Edge-Szene, wodurch der konjunktive Erfahrungsraum zunehmend in den Fokus

rückt. Für die Szenenmitglieder ist dieser alltägliches, implizites Wissen, das nicht hinterfragt wird und deshalb auch nicht direkt abgerufen werden kann. Es bedarf also einer Interpretation der Handlungspraxis vonseiten des bzw. der Forschenden, indem Bedeutungen und ihre Zusammenhänge reflektiert werden (vgl. Bohnsack et al. 2013, S. 14). Der Fokus wurde bei der reflektierenden Interpretation vorerst auf die gemeinsamen Orientierungen der Gruppe gelegt. Relativ schnell wurde deutlich, dass sich die Teilnehmer*innen als Realgruppe in ihren Ansichten ergänzen. Auffallend war auch, dass sich die Teilnehmer*innen an den Themen, die meist nicht durch mich als Diskussionsleiterin, sondern von den Beforschten selbst aufgeworfen wurden, sehr gesprächsfreudig beteiligten und ihre Ansichten miteinander teilten. Das weist auf die hohe Relevanz der entstandenen Themenbereiche für die Gruppe hin. Der Diskurs der Teilnehmer*innen wird als Ausdruck von Orientierungen bzw. sogenannten Horizonten verstanden, zu denen im Zuge der Interpretation Gegenhorizonte gebildet werden können (vgl. Przyborski 2004, S. 56). Wie bereits zuvor erwähnt, liegt der Fokus auf den in der Straight-Edge-Szene verankerten kollektiven Orientierungen, die durch die Organisation des Diskurses ermittelt werden. Die Diskurse waren in allen drei Gruppendiskussionen inkludierend organisiert, wodurch in Summe der kollektive Konsens herausgearbeitet werden kann. Auch wenn Diskussionen bedingt durch verschiedene Ansichten entstehen, finden sich schlussendlich themenspezifisch die konjunktiven Erfahrungen, anhand derer sich die gemeinsame Orientierung der Szene manifestiert (vgl. Przyborski 2004, S. 96ff.). Anschließend soll nun anhand von expliziten Beispielen das Interpretationsverfahren veranschaulicht werden.

Bsp. 1: Auszug aus Gruppendiskussion 1

P2: „[...] eine sehr taffe Sache da angesehen wird auch u:nd musst immer voll da raue Typ sein und es geht voll da wird sich geschlägert auf Shows und sonst was und das zieht halt natürlich auch ein gewissen Schlag an M- Männern dann auch an die irgendwie Bock haben so quasi gerechtfertigt so äh ihrer Gewalt n Stück weit freien Lauf geben zu können“ (Z. 486–490)

Thema: Maskulinität in der Szene

Unterthema: Gewalt als Ausdruck von Männlichkeit

→ Formulierende Interpretation: Männlichkeit wird durch Gewalt und „Taff-Sein“ innerhalb der Szene ausgedrückt.

→ Reflektierende Interpretation: Die Zugehörigkeit zur Szene wird gleichgesetzt mit stark und taff sein; Gegenhorizont: Andere, die sich nicht als „rauer Typ“ definieren, können sich somit mit der Szene nicht identifizieren – somit werden auch Frauen ausgeschlossen. Es gibt einen gewissen Drang, Männlichkeit durch Schlägerei und Gewalt zum Ausdruck zu bringen; um

dazuzugehören muss man hier auch mithalten können. Warum „gerechtfertigt“ Gewalt ausdrücken? Inwiefern ist Gewalt gerechtfertigt? → Frust und Wut können hier eine Rolle spielen, vor allem in Bezug auf das Konsumverhalten der Mehrheitsgesellschaft. Aber auch Frust darüber, dass zwar als Szene mehr Bewusstsein für Alkohol- und Drogenkonsum geschaffen wird, jedoch in der Gesamtgesellschaft keine Änderung bewirkt wird, das kapitalistische System bleibt weiterhin aufrecht → Verknüpfung Wut/Aggression mit Lebensweise der Gesellschaft. „müssen“ → impliziert eine Verpflichtung, Voraussetzung, ansonsten gehört man nicht dazu. Generell wird mit dem Wort „voll“ mehrmals die Wichtigkeit unterstrichen, dass man eben so sein und so denken muss, um dazuzugehören.

Bsp. 2: Auszug aus Gruppendiskussion 3

P3: „[...] auch grad was so Freundschaften angeht mit Konsum von Alkohol da sind wirklich Bekanntschaften oder Freundschaften weggebrochen, dies eigentlich nur gab weil konsumiert wurde, egal ob ich jetzt mit konsumiert hab oder nicht, aber das hats eigentlich nur gegeben weil konsumiert wurde und ähm jetzt wo das Leben wieder so `n bisschen normaler wird sag ich mal jetzt kommen diese Bekanntschaften wieder ne also es is ein ganz klares Zeichen davon und ich muss sagen mich persönlich stört das schon auch weil (2) das zeigt einfach auch die Oberflächlichkeit unserer Gesellschaft weil einfach ja (2) weil man einfach gar nicht mehr in die Tiefe geht so (3) ja das is (..) sehr sehr schade (4)“ (Z. 693–700)

Thema: Konsumkritik (in Bezug auf Alkohol)

Unterthema: Oberflächliche Beziehungen aufgrund von Alkoholkonsum

→ Formulierende Interpretation: Einige Freundschaften gab es nur, weil zusammen Alkohol getrunken wurde, weshalb diese in die Brüche gegangen sind.

→ Reflektierende Interpretation: Freundschaften werden mit Alkoholkonsum verknüpft, die nur bestehen, wenn man gemeinsam trinkt. Gegenhorizont: Wenn nicht getrunken wird, besteht auch die Freundschaft nicht, die Freundschaft ist also eher eine „Zweckgemeinschaft“, das Trinken wird als Voraussetzung für miteinander befreundet sein gesehen. Damit einher geht auch Gruppenzwang – wer nicht mittrinkt, gehört nicht dazu, zu diesen Personen besteht dann keine Freundschaft. Das wird umgelegt auf Oberflächlichkeit der gesamten Gesellschaft, wodurch angenommen wird, dass die Gesellschaft von Grund auf so tickt. Nicht nur die Kritik am Konsum wird geäußert, auch die Kritik an der Gesellschaft. Gleichzeitig wird es auf alle anderen, die nicht Straight-Edge sind, umgelegt → dadurch entsteht Abgrenzung zu „den anderen“. „Alle anderen“ handeln danach, als Straight-Edger*innen, der mit Leuten zu tun hat, die konsumieren, wird man somit ausgeschlossen.

Zugehörig zum Thema Konsumkritik, Auszug aus **Gruppendiskussion 3**:

P4: „Ja ich glaube das is ein sehr guter Punkt dass man sich generell mit Konsum quasi von allem Möglichen Sachen abzulenken ähm jetzt nicht also wirklich nicht nur Alkohol und Drogen sondern generell sei es Handy, Internet ähm (2) Shoppen was auch immer Konsum also das is so `n gesellschaftliches Problem einfach is und ähm ich (2) da schon grundsätzlich immer bisschen am struggeln bin mit diesem ganzen kapitalistischen System [...]“ (Z. 701–706)

Unterthema: Ablenkung durch Konsumverhalten

→ Formulierende Interpretation: Durch das Konsumverhalten lenken sich Individuen von anderen Dingen ab.

→ Reflektierende Interpretation: Thema wird von anderer Person im Anschluss aufgegriffen, Zustimmung zu den genannten Aspekten, aber es wird noch weitergedacht: Konsum wird nicht nur auf den Alkohol bezogen, sondern auf allgemeine Güter in der Gesellschaft, die fester Bestandteil der Norm sind. Konsum wird somit als gesellschaftliches Problem betrachtet. Fraglich: Sehen sich Straight-Edger*innen auch als Personen, die dieses Problem reproduzieren? Oder wird das Problem auf die „anderen“ abgeschoben? Auch wenn Straight*Edger*innen vor allem Alkohol- und Drogenkonsum ablehnen, müssen sie sich an die Lebensweise des kapitalistischen Systems anpassen. Abgrenzung erfolgt also lediglich in Bezug auf Alkohol- und Drogenkonsum; ein nachhaltigerer Lebensstil wird zwar angestrebt, allerdings müssen auch die Szenenmitglieder in anderen Punkten mit dem Strom mitgehen → Kritik wird zwar geäußert, alternative Lebensgestaltung gelingt aber nur in mancherlei Hinsicht.

Der Aspekt der Konsumkritik, die einerseits die Lebensweise der Straight-Edger*innen unterstreicht, andererseits aber auch gewisse Abgrenzungen zu jenen Personen schafft, die nicht nach Straight-Edge leben, wird nun anhand einer komparativen Analyse weiter untersucht. Dabei wird im Verlauf auch auf die anderen beiden Gruppendiskussionen Bezug genommen, um die szenenspezifischen Orientierungen herauszuarbeiten (vgl. Belle 2005, S. 140ff.). So kann ergänzend dazu aus **Gruppendiskussion 1** folgende Parallele herangezogen werden, die auf tief verankerte, implizite Denkweisen innerhalb der Szene schließen lässt:

P1: „[...] für mich is Straight-Edge reine (2) Konsumkritik und (2) ich würd fast schon so weit gehen und fast schon so ein bisschen sagen Kapitalismuskritik (2) ähm weils einfach ein- ein (3) generell einfach so ein- wie soll ich sagen man nimmt sich so einfach aus nem Teil dieses kapitalistischen Systems einfach raus [...]“ (Z. 819–823)

→ Formulierende Interpretation: Die Zugehörigkeit zu Straight-Edge und die damit einhergehende Lebensweise wird als Konsum- und Kapitalismuskritik gesehen.

→ Reflektierende Interpretation: Auch hier wird tiefer gegangen und das kapitalistische System, auf dem die Gesellschaft aufbaut, kritisiert. Mit der Lebensweise der Straight-Edger*innen wird versucht, die Kritik auszudrücken und sich dem System entgegenzustellen.

„man nimmt sich raus“ → fühlt sich nicht als Teil dieses System, damit auch nicht als Teil der Gesellschaft? Nur in manchen Punkten, weil in anderen trotzdem Anpassung an kapitalistische Lebensweise erfolgt.

Parallelen werden auch in **Gruppendiskussion 2** sichtbar:

P2: „Naja vielleicht scho a bissl (2) als Wiener bist irgendwo irgendwann immer a bissl angsoffen wennst das halt ned bist is sch- zumindest- i- ich fühl mich irgendwie der Gesellschaft nicht so ganz zugehörig muss i zugeben also [...]“ (Z. 909–911)

→ Formulierende Interpretation: Als Wiener gehört angesoffen sein dazu. Dadurch fühlt sich die Person der Gesellschaft nicht richtig zugehörig.

→ Reflektierende Interpretation: Alkoholkonsum und damit auch Zustand des Betrunkenseins als Bestandteil des Lebens; „als Wiener“ → warum genau als Wiener? Hier wird Stadt mit Alkoholkonsum verbunden, teilweise wird aber auch auf exzessiven Alkoholkonsum am Land verwiesen. Als Straight-Edger*in → Abstinenz von Alkohol → weil es „als Wiener“ bzw. in der Gesellschaft aber normal ist, fühlt man sich in der Hinsicht der Gesellschaft nicht zugehörig. Kann aber wiederum nur auf den Aspekt des Alkoholkonsums umgelegt werden, weil auch Straight-Edge Bestandteil der Gesamtgesellschaft ist. Dennoch: Abgrenzung zu Normalität des Alkoholkonsums, dadurch Abgrenzung von Leuten, die das so praktizieren, Zugehörigkeitsgefühl innerhalb der Szene, die das ablehnt, Abgrenzung zu Leuten, die Alkoholkonsum praktizieren.

Auf die soeben dargelegte Weise gelingt es, Vergleiche zwischen den Gruppendiskussionen herzustellen, die Gemeinsamkeiten zum Ausdruck bringen und ihre kollektiven Denkmuster in Typen zusammenzufassen. Die zuvor eruierten Ähnlichkeiten lassen die konkreten kollektiven Orientierungen der Szene erläutern. Folglich kann der konjunktive Erfahrungsraum nicht nur gruppenintern, sondern gruppenübergreifend formuliert und auf die allgemeine Handlungspraxis der Straight-Edge-Szene umgelegt werden (vgl. Bohnsack et al. 2015, S. 16).

4.6. Forschungsarbeit während der Covid-19-Pandemie

Ein nicht unerheblicher Faktor während der gesamten Forschung war die Covid-19-Pandemie, die in vielerlei Hinsicht massive Einschränkungen bedeutete. Aus dem Grund war auch diese Forschung und die damit verbundene Erhebung und Durchführung der vorliegenden Untersuchung zu Straight-Edge stark betroffen. In diesem Kapitel wird eine Übersicht zu den veränderten Bedingungen sowie den eigenen Erfahrungen gegeben.

Seit Anfang 2020 gehört die Corona-Pandemie zum Alltag der globalisierten Welt und trifft die Gesellschaft und ihre Lebensbedingungen auf vielen verschiedenen Ebenen. Auch die Wissenschaft und dabei insbesondere die empirische Sozialforschung ist von den mit der Pandemie einhergehenden Einschränkungen massiv beeinträchtigt (vgl. Reichertz 2021, S. 313). Gerade die Sozialwissenschaften leben von Tagungen, Kongressen und Workshops, an denen Menschen zusammenkommen, miteinander sprechen und diskutieren. Durch Covid-19 waren derartige Veranstaltungen plötzlich verboten, der alltägliche und selbstverständliche Austausch unter Wissenschaftler*innen war somit nicht mehr gegeben. Durch die digitalen Medien ist es dennoch möglich, einen alternativen Raum für derartige Zusammenkünfte zu schaffen und so gleichzeitig auf körperliche Präsenz zu verzichten (vgl. Reichertz 2021, S. 314). In mancherlei Hinsicht hat die Pandemie bestimmt dazu beigetragen, dass [...] vieles, was in der Wissenschaft zum Alltagsgeschäft gehört, in gleicher Güte auch mithilfe der Medien [...] möglich sei“ (Reichertz 2021, S. 314). Dennoch: Der Alltag der Wissenschaft ist ein anderer und wird auch in der Zukunft immer von den Auswirkungen und Einschränkungen der Corona-Pandemie geprägt sein. Besonders für die empirische Sozialforschung stellen online-gestützte Programme zwar eine Möglichkeit dar, Wissenschaft und Forschung während extremen Umständen weiterzuführen, allerdings leidet die Qualität von Sozialforschung deutlich darunter (vgl. Reichertz 2021, S. 315f.).

„Die teils massiven Kontakteinschränkungen in den letzten Monaten haben uns jedoch gezeigt, dass (wenn die Technik mitspielt, was sie nicht immer tut) mit digitalen Medien hergestellte Präsenz zwar Treffen, aber keine Begegnungen sind.“ (Reichertz 2021, S. 314)

Besonders im Hinblick auf die allgemeine, sozialwissenschaftliche Forschung und ihre Durchführung zeigt sich aus bisher gesammelten Daten, dass die neuen, online-gestützten Methoden nicht immer angemessen erscheinen (vgl. Reichertz 2021, S. 316). Dabei soll nun vor allem die Erhebung und Durchführung von Interviews während der Corona-Pandemie konkreter thematisiert werden. Die Umlagerung der wissenschaftlichen Kommunikation auf digitale Medien hat in Bezug auf zeitliche Absprachen, Ländergrenzen und Kosten mit Sicherheit Vorteile, wodurch einiges effektiver gestaltet werden kann. Interviews, die in Form von Videokonferenzen geführt werden, erscheinen somit auf den ersten Blick einfacher und kostengünstiger (vgl. Reichertz 2021, S. 322). Allerdings – und das darf besonders im Rahmen der vorliegenden qualitativen Forschung auf keinen Fall außer Acht gelassen werden – stellen [...] Interviews eine besondere Form der Interaktion [dar], in der gemeinsam eine Wirklichkeit erzeugt wird“ (Reichertz 2021, S. 322). Interviews von Angesicht zu Angesicht unterscheiden sich dahingehend von jenen über digitale Medien, als dass das Medium des Interaktionsprozesses variiert. Dadurch gehen „[...] bestimmte Teile der Identität und der Körperlichkeit des anderen [...] (Reichertz 2021, S. 322) verloren. Es ist somit ein

maßgeblicher Unterschied in den Ergebnissen zu bemerken, ob Interview-Daten persönlich und mit Anwesenheit oder mittels digitaler Medien geführt werden. Die Veränderungen, die die Forschung unter Pandemie Bedingungen müssen im Hinblick auf die Datenerhebung und die Datenauswertung jedenfalls reflektiert werden (vgl. Reichertz 2021, S. 323).

Normalerweise würde man gemeinsam in einem Raum sitzen, eine Atmosphäre teilen und dadurch miteinander interagieren und diskutieren. Diese Rahmenbedingungen sind mit den digitalen Medien nicht gegeben. Die zwischenmenschliche Beziehung ist durch die Kamera bzw. den Bildschirm, vor dem man zu Hause allein sitzt, massiv verändert. Ähnlich wie bei der Durchführung von Online-Interviews fehlt auch hier die face-to-face-Interaktion, die gerade im sozialwissenschaftlichen, qualitativen Bereich so wichtig ist. Der „echte“ Kontakt, der unter anderem gegenseitiges „Anblicken“ und in die Augen schauen zur Folge hat, fehlt – lediglich ein „Ansehen“ durch die Kamera wird möglich (vgl. Reichertz 2021, S. 324). Weil mehrere Personen in einem digitalen Raum zusammenkommen, weiß niemand, auf wen die Augen in dem Moment gerichtet sind und ob die Aufmerksamkeit tatsächlich gegeben ist. Daraus ergibt sich eine

„[...] unaufhebbare Asynchronie, die das gemeinsame Anblicken (auch wenn man es immer wieder versucht) unmöglich macht und damit auch alle die sozialen Prozesse, die darauf beruhen, dass man sich gegenseitig anblickt und dabei Übereinstimmung bzw. Dissens feststellt“ (Reichertz 2021, S. 325).

Von Reichertz (2021) wurden einerseits die Konsequenzen der Corona-Maßnahmen im Hinblick auf das Interview und die Erhebung genannt, andererseits die Auswirkungen auf gemeinsame, gruppenorientierte Interpretationen der Daten. Aufgrund der Tatsache, dass im Zuge der vorliegenden Forschung zu Straight-Edge keine Einzelinterviews, sondern Gruppendiskussionen erhoben wurden, ergibt sich bereits im ersten Schritt ein Problem: Die Interaktion, die gerade für Gruppendiskussionen wesentlich ist und in der Auswertung mitinterpretiert wird, leidet unter den neuen, digitalen Bedingungen. Der Fokus liegt – ganz im Sinne der dokumentarischen Methode und des zu eruierten Sinngehalts – unter anderem auf der Frage, wie soziale Realität in Interaktion miteinander hergestellt wird. Es gilt, den gemeinsamen, konjunktiven Erfahrungsraum der Gruppe zu eruieren, der unter anderem durch zugrunde liegende Kommunikationsmuster ersichtlich wird (vgl. Bohnsack et al. 2013, S. 14). Gruppendiskussionen eignen sich deshalb besonders gut, um Strukturen und Wechselwirkungen zwischen den Individuen wahrzunehmen, zu analysieren und zu interpretieren. Durch die gemeinsame Kopräsenz in einem Raum ist diese Kommunikation zwischen den Subjekten jedenfalls gegeben – durch den Umstieg auf Zoom-Interviews wird der Prozess der Erhebung aber drastisch erschwert. Die Teilnehmer*innen können Blicke nicht eindeutig zuordnen, kommunizieren untereinander auf eine andere, vorsichtiger Art und weisen somit veränderte Dynamiken auf, als dies unter den Bedingungen einer face-to-face-

Interaktion der Fall wäre. Bei der Interpretation des Datenmaterials wurde deutlich, dass Überlappungen oder Unterbrechungen äußerst selten vorkamen, die Teilnehmer*innen vorwiegend nacheinander das Wort ergriffen und die Kommunikation untereinander weniger lebhaft erschien. Weiters haben vor allem technische Probleme zu Schwierigkeiten geführt, die eine Auswirkung auf die Interaktion miteinander hatten. Personen wurden durch schlechte Verbindungen schwer(er) verstanden, entsprechend konnten andere nicht in dem Maß antworten bzw. reagieren, wie sie es gerne wollten. Teilweise hat die Internetverbindung komplett versagt, wodurch ein erneuter Einstieg von Teilnehmer*innen nötig war. Dadurch wird der Kommunikations- und Redefluss unterbrochen, die Teilnehmer*innen werden in ihrem Austausch und in ihren Erzählungen gestört, wodurch wiederum wichtige Daten und Informationen verloren gehen. Durch die Nutzung von Online-Tools für Gruppendiskussionen entstehen Schwierigkeiten, die es im Zuge eines Zusammenkommens an einem spezifischen, realen Ort vermutlich nicht geben würde. Auch die Rolle als Forschende und in dem Fall als Diskussionsleiterin war in Summe gesehen nicht ganz einfach: Ich hatte lediglich mit ein paar Teilnehmer*innen aus den einzelnen Diskussionen vorab Kontakt, zumeist über Instagram oder WhatsApp. Die weiteren Personen wurden von den Gatekeepern für die Gruppengespräche gewonnen, wodurch diese nie in direktem Kontakt zu mir standen. Die Tatsache, dass der Ablauf auch noch ausschließlich online stattfand, rief meines Erachtens nach auf beiden Seiten ein Gefühl von Unsicherheit hervor. Weder ich noch die Teilnehmer*innen wussten genau, was uns erwarten würde. Interessant zu erwähnen ist an diesem Punkt auch die Nutzung der Kamera: Als Diskussionsleiterin war für mich von Anfang an klar, dass ich meine Kamera immer einschalte, um damit den Teilnehmer*innen mehr Sicherheit und Vertrautheit zu geben. Allerdings wollte ich niemandem das Gefühl vermitteln, die Kamera müsse verpflichtend genutzt werden – so konnte das jede*r für sich selbst entscheiden. In zwei von drei Gruppendiskussionen wurde die Kamera von den Teilnehmer*innen ohne Aufforderung verwendet, wodurch zumindest ein Stück weit nonverbale Kommunikation möglich war. Dagegen wurde in einer der Gruppendiskussionen von den Teilnehmenden die Kamera nicht eingeschaltet. Mimiken, Gestiken und das „einander Ansehen“ war demnach in diesem Rahmen nicht möglich. Den Fokus musste ich somit auf die verbale Kommunikation und Interaktion legen. Besonders zu Beginn erschien es etwas irritierend, als Leiterin der Gruppendiskussion auf einen schwarzen Bildschirm zu sehen und nur sein eigenes Gesicht im Blickfeld zu haben. Dass die Kommunikation über Blicke und Gestiken nicht nur vermindert, sondern de facto nicht vorhanden war, sei an dieser Stelle festzuhalten.

Positiv zu vermerken ist die unkomplizierte Vereinbarung von Terminen, weil den Individuen die Teilnahme von zu Hause aus möglich ist. Gleichzeitig entsteht dadurch die Möglichkeit,

über nationale und internationale Grenzen hinweg Datenmaterial zu erfassen. So wurde, weil Straight-Edge auf den deutschsprachigen Raum eingegrenzt wurde, eine der Gruppendiskussionen mit Anhänger*innen aus Köln und Umgebung geführt. Aufgrund der pandemischen Lage konnte keine der Erhebung face-to-face und somit nicht in direkter Interaktion stattfinden – auch ein Treffen im Freien war ethisch aufgrund der unsicheren Situation nicht vertretbar. Zwar kann kein praktischer Vergleich der verschiedenen Erhebungskanäle gezogen werden, dennoch wird deutlich, dass die Durchführung von Interviews bzw. Gruppendiskussionen über digitale Medien klare Veränderungen mit sich bringt und die Datengewinnung – leider nachteilig – beeinflusst. Nichtsdestotrotz wurde bestmöglich versucht, auch Interaktions- und Kommunikationsmuster in die Auswertung miteinzubeziehen, um die soziale Realität der Straight-Edge-Szene zu eruieren.

5. Ergebnisse

Die vorliegenden Gruppendiskussionen wurden mittels der dokumentarischen Methode nach Ralf Bohnsack ausgewertet. Der Output war aufgrund des großen Umfangs enorm, zumal die Gruppendiskussionen sehr komplex und umfassend waren. Auch wenn die wichtigsten Merkmale bzw. die anfänglich dominanten Einstellungen und Ansichten der Straight-Edge-Szene auch heute noch Geltung haben, ergaben sich aus den Gruppendiskussionen vor allem im Hinblick auf die kollektiven Orientierungen neue Erkenntnisse. Im Folgenden sollen die Ergebnisse nun dargelegt werden, wobei eine grobe Unterteilung in drei Bereiche sinnvoll erscheint: Gemäß dem Sinngehalt der dokumentarischen Methode liegt der Fokus vorerst auf den allgemein gültigen und abfragbaren Charakteristika der Szene. Darunter fallen neben der Stilisierung der Szene auch jene Merkmale, die als erkennbar gelten. Das betrifft in erster Linie den Kleidungsstil, Tattoos oder das „X“ als Erkennungszeichen. Der zweite Abschnitt behandelt die vorherrschenden Regeln und Werte der Szene, die von Straight-Edger*innen als wegweisend für den Lebensstil erachtet werden. Auch wenn diese Kriterien abfragbar sind, kristallisieren sich an dieser Stelle Orientierungen heraus, die ausschlagend für den gemeinsamen Erfahrungsraum der Szene sind. Die impliziten Bedeutungen, die den Normen und Werte der Szene zugrunde liegen, spielen im Hinblick auf die kollektiven Orientierungen eine wesentliche Rolle. Auf diesen Aspekt wird im dritten Abschnitt in besonderem Maße eingegangen. In den Fokus rücken hierbei jene Prozesse, die zur Herstellung der sozialen Identität innerhalb der Szene relevant sind. Dadurch entsteht unter anderem das starke Gemeinschafts- und Zusammengehörigkeitsgefühl, das erst durch die kollektiven Orientierungen zum Ausdruck kommt. Meist handelt es sich hierbei um Denkweisen, Ansichten oder Verhaltensmuster, die den Szenenmitgliedern zwar als alltägliches Wissen vorliegen, jedoch nicht direkt abrufbar sind. Aus diesem Grund erlangen sie im Zuge der Forschung, die den kollektiven Orientierungen der Straight-Edge-Szene auf den Grund gehen will, besonders hohen Stellenwert.

5.1. Stilisierung und Stilelemente innerhalb der Szene

Nun soll der Fokus auf dem abfragbaren Wissen liegen, um die Charakteristika der Szene offen zu legen, die als allgemein gültiges Wissen innerhalb der Szene gelten. Dabei stehen vor allem der Ausdruck und diverse Erkennungszeichen im Vordergrund, die von den Mitgliedern unhinterfragt verstanden und gelebt werden. Dieses angeeignete Wissen dient somit als Basis, um auf kollektiver Ebene einen gemeinsamen Erlebnis- und Erfahrungsraum teilen zu können (vgl. Przyborski & Wohlrab-Sahr 2014, S. 289). Posttraditionale Vergemeinschaftungsformen wie die Straight-Edge-Szene weisen einen thematisch fokussierten und symbolischen Selbststilierungsraum auf (vgl. Hitzler & Niederbacher 2010,

S. 93). Im Zuge dessen haben verschiedene Szenen eine spezifische Ausdrucksweise und repräsentieren darüber ihre Identität mit der Gemeinschaft. Sowohl Symbole als auch Zeichen, Musik oder Kleidung werden eingesetzt, um sich als eigene Szene und damit als Gegenentwurf zum Mainstream zu behaupten (vgl. Hebdige 1997, S. 100f.).

5.1.1. Modestil (als Habitus)

Obwohl sich Subkulturen wie Punks oder Gothics oftmals durch sehr spezifische Modestile auszeichnen, gibt es im Hinblick auf Straight-Edge keinen dezidierten Kleidungsstil, die von allen Szenenmitgliedern gleichermaßen zum Ausdruck gebracht wird. Allerdings – und das steht ganz im Sinne der Ausdrucksweise und Identitätsbildung von Hebdige – existiert für Straight-Edge teilweise szenentypische Kleidung, anhand derer sich die Mitglieder von anderen Szenen abgrenzen. Weit verbreitet sind vor allem T-Shirts und Hoodies, die in der Regel mit Namen von Straight-Edge-Bands bedruckt sind. Diese kommen insbesondere auf Konzerten oder Shows, auf denen die Bands auftreten, zum Tragen, wodurch innerhalb der Gruppe eine gemeinsame Ausdrucksweise gefunden wird. Die Mitglieder der Szene verstehen diesen Ausdruck und können die Band bzw. den Namen der Band zuordnen. Aus diesem Grund kann davon ausgegangen werden, dass Mitgliedern eine Zuordnung unhinterfragt gelingt, während andere, Außenstehende über dieses Wissen nicht zwingendermaßen verfügen. Das Wissen über die T-Shirts und Hoodies liegt somit lediglich den Szenenmitgliedern vor, die sich damit einerseits von den „anderen“ abgrenzen, andererseits aber vor allem innerhalb der Gruppe ihre Identität ausdrücken wollen.

„[...] ich hab das Gefühl das ähm (3) da fügt man sich selber einer Gruppe hinzu und man wird von anderen Leuten dann auch so gelesen [...]“ (GD1; Z. 311–313)

Das äußere Erscheinungsbild in Form von Kleidung ist ausschlaggebend für eine erstmalige, grundlegende Zuordnung zu bzw. Abgrenzung von einer Gruppe. Nach einer Identifikation als Straight-Edge Mitglied, steht der persönliche Kontakt im Vordergrund: Während vorerst der gemeinschaftlichen Ebene besondere Relevanz zukommt, spielen anschließend Fragen des persönlichen Kennenlernens eine bedeutende Rolle. Im Gegensatz zu anderen Jugendszenen ist die Straight-Edge-Szene sehr klein und unbekannt. Ausgehend davon wird von den Mitgliedern angenommen, sich untereinander zu kennen, weshalb neben der Zuordnung zur Straight-Edge-Szene auch die Zugehörigkeit zum persönlichen Umfeld ausschlaggebend sei.

„Ich mach das komplett unbewusst, aber wenn ich irgendwo wen seh mit am Hardcore T-Shirt s- egal ob international Hardcore Fan oder lokal oder so ah ich schau den Typen an und ich probier sofort in mein Kopf zum zuordnen ob ich den kenn (2) oder wie ich den verknüpfen kann, ob i den gsehn hab, ob ich vielleicht den Namen hob, des rennt bei mir **komplett** automatisch ab [...]“ (GD2; Z. 1233–1237)

Das vorhandene inkorporierte Wissen über den Kleidungsstil und die damit verbundene Ausdrucksweise von Identität und Zugehörigkeit wird verwendet, um andere Personen zu kategorisieren. Von den Szenenmitgliedern wird auf den Terminus des Habitus zurückgegriffen, der jenseits von Bewusstsein und logischem Denken agiert (vgl. Michel 2010, S. 220).

„[...] und da kann man dann auch so Modestile auseinanderhalten also ich hab das Gefühl es ist eher so ein- ein Habitus kann man schon fa- also ich- es ist ein Habitus ähm voll [...]“ (GD1; Z. 309–311)

Generell kann der Habitus als Grundhaltung, Denk- und Verhaltensstruktur eines Menschen zur Welt und zu sich selbst betrachtet werden. Essenziell ist, dass über das Verhalten bzw. über die Wahrnehmung nicht bewusst nachgedacht wird; diese Prozesse laufen vielmehr automatisch ab (vgl. Michel 2010, S. 221) – bei der Straight-Edge-Szene wird dies über eine erstmalige Zuordnung anhand bestimmter Klamotten sichtbar.

5.1.2. Tattoos als Ausdruck der Zugehörigkeit

Neben der Kleidung dienen auch spezifische Tattoo-Motive als Merkmal für die Zugehörigkeit zur Straight-Edge-Szene. Auch hier fungieren Symbole als Ausdruck von Identität, die aber nicht nur auf individueller, sondern vor allem auf kollektiver Ebene zur Geltung kommen. Das Wissen über die Tattoo-Symbole wohnt auch hier der Szenengemeinschaft inne. Ähnlich wie bei der Kleidung spielt bei Tattoos das gegenseitige Signalisieren von Zugehörigkeit eine große Rolle, wodurch wiederum die Abgrenzung zu anderen erfolgt, die nicht zur Szene gehören. Zwar werden Tattoos von Außenstehenden wahrgenommen, eventuell auch als „anderes“ Symbol identifiziert, die tiefere Bedeutung, die diesem Symbol zugrunde liegt, kann aber nur von Szenenmitgliedern richtig interpretiert werden. Erwähnenswert ist in diesem Kontext die Dauerhaftigkeit von Tattoos: Im Alltag wird ihnen oftmals der Status von Permanenz zugeschrieben. Die Entscheidung für ein Tattoo, das dauerhaft auf der eigenen Haut bleiben soll, drückt einerseits die Entschlossenheit und den starken persönlichen Bezug aus. Durch das Stechen eines Tattoo-Motivs wird die Zugehörigkeit zur Szene und die Identität mit dieser untermauert und als dauerhafte Entscheidung für den Lebensweg betrachtet. Tattoos werden von Mitgliedern in diesem Zusammenhang als Wegweiser gesehen, der die persönliche Identität repräsentiert und auf kollektiver Ebene den Zusammenhalt innerhalb der Szene und die Verbundenheit mit den anderen Szenenmitgliedern stärkt.

„[...] mich so selber ein bisschen dran zu binden, weil ich weiß, dass ich es eigentlich nicht mehr ablegen möchte, es gibt total viele Leute, die sagen halt dann irgendwann [...]“ (GD1; Z. 200–202)

Weil spezifische Zeichen, Muster und Buchstaben von den Straight-Edge-Anhänger*innen als repräsentativ für die Szene gesehen werden, liegt der Fokus auf dem Kollektiv. Durch das

Tragen von Tattoos werden somit Miteinander und Zusammen-Gehören ausgedrückt, wodurch die Gemeinschaftlichkeit an erster Stelle steht.

5.1.3. „X“ als Erkennungszeichen

Das wohl ausdrucksstärkste Symbol, welches mitunter auch als Tattoo bei Szenenmitgliedern zu finden ist, ist ein großes „X“. Auch hier dient das Zeichen als Ausdruck von Gemeinschaft, um innerhalb der Szene ein Gefühl von Zusammengehörigkeit zu schaffen. Zwar findet auch dabei eine klare Grenzziehung zwischen Anhänger*innen der Straight-Edge-Szene und Außenstehenden, statt, allerdings ist dies nur für jene Individuen ersichtlich, die dem Symbol diese Bedeutung zuschreiben können.

Im Gegensatz zu Tattoos ist das „X“ aber nicht dauerhaft präsent. Auf Konzerten und Shows, insbesondere von Straight-Edge-Bands, wird das „X“ aktiv von Szenenmitgliedern auf den Handrücken aufgezeichnet. Aufgrund der Tatsache, dass Konzerte als Ort des Zusammenkommens fungieren, wird davon ausgegangen, Gleichgesinnte zu treffen. Gestärkt wird somit das Gefühl der Szene als Einheit, das vor allem auf gemeinsamen Events zustande kommt, während das bewusste Aufzeichnen des Buchstabens im Alltag nicht gebräuchlich ist. Zudem kommt das „X“ nicht nur als deskriptive Zuschreibung zum Einsatz, sondern symbolisiert gegenseitiges Verstehen. Den Anhänger*innen der Szene ist bekannt, wofür das „X“ steht, welche Bedeutung dieses hat und in welchem Kontext es eingesetzt wird. Wissende müssen sich nicht darüber austauschen, was durch das „X“ vermittelt werden soll, sondern verstehen aufgrund des gleichen Erfahrungshintergrundes, dass die Zugehörigkeit zu Straight-Edge gemeint ist. In weiterer Folge herrscht Konsens darüber, dass durch die Straight-Edge-Szene ein spezifischer Lebensstil geteilt wird, der vor allem durch den Verzicht auf Alkohol, Drogen und Nikotin geprägt ist. Das Wissen darüber ist implizit so weit verankert, dass ein erneuter Austausch unter den Szenenmitgliedern nicht notwendig ist. Stattdessen fungiert das „X“ als Repräsentation für eine gemeinsame Grundlage im Alltag.

„[...] is schon eher so wenn du auf ne Straight-Edge Show gehst dann siehst du schon dass Leute auf einmal Edding raus ziehen, sich n X auf den Handrücken malen und mal so n kurzen Moment so haben von so he **cool** wir sind jetzt hier lauter Punks die alle äh nicht trinken und nicht konsumieren und trotzdem unsren Spaß haben so um zu zeigen es gibt auch noch n- ne handvoll von uns [...]“ (GD1; Z. 1369–1373)

Die Symbole und Bedeutungen der Straight-Edge-Szene sind in der dominanten Gesellschaft weit nicht so verbreitet wie jene von größeren Szenen (bspw. die bunten Haarfarben der Punks oder ihr durch Nietten geprägter Kleidungsstil). Dennoch soll durch das Tragen des „X“ am Handrücken ein Stück weit auf die Szene aufmerksam gemacht werden. Besonders nach innen hin, sprich für die Mitglieder selbst, wird durch spezifische Symbole und Rituale die Beständigkeit der Szene untermauert.

„[...] ja is definitiv so ein Erkennungsmerkmal das schon noch sehr stark vorhanden is auch auf Konzerten noch mal mehr mal weniger (2) aber ich würd sagen außerhalb von Straight-Edge Shows sieht n Mensch das eher nicht [...]“ (GD1; 1365–1368)

5.2. Regeln und Werte in der Szene

Während es innerhalb der Straight-Edge-Gemeinschaft jene genannten Charakteristika gibt, die durch das Tragen von Symbolen, Zeichen oder Kleidung zu sehen sind, gibt es auch Normen und Werte, die wesentlicher Bestandteil für die Straight-Edge-Alltagspraxis sind. Die Szene hat ihre eigenen Handlungs- und Verhaltensmuster, die in gewissen Aspekten in Kontrast zur Lebensweise der dominanten Kultur stehen. Auffallend ist, dass in den Gruppendiskussionen der Bezug zur Mainstream-Gesellschaft permanent hergestellt wurde und die Lebensweise der Straight-Edge-Anhänger*innen häufig als Gegenpart zur Norm beschrieben wurden.

5.2.1. Abstinenz von Drogen, Alkohol und Nikotin

Ausgangspunkt der Straight-Edge-Szene ist die Punk-Kultur, die insbesondere durch selbstzerstörerische Verhaltensweisen in Bezug auf Alkohol- und Drogenmissbrauch geprägt ist. Während sich der Musikgeschmack und der Standpunkt als Gegenkultur mit der Straight-Edge-Szene in gewisser Weise decken (vgl. Haenfler 2004, S. 409), gibt es einen wesentlichen Unterschied in der Gestaltung der Lebensweise zwischen Punks und Straight-Edger*innen. Alkohol, Drogen und Nikotin werden von Straight-Edger*innen konsequent abgelehnt, eine abstinente Lebensweise in Bezug auf die genannten Suchtmittel steht an oberster Stelle. Weil der Bezug zur dominanten Kultur, der Mehrheits-Gesellschaft, stets im Vordergrund steht, kommt dieser Aspekt auch hier zum Tragen. Alkohol wird – so die Annahme der Straight-Edge-Szenenmitglieder – als „Mehrheits-Gesellschaftsding“ gesehen. Um dieser Gewohnheit entgegenzuwirken und sich somit von einer derartigen Lebensweise zu distanzieren, wird der Verzicht gegenüber Suchtmitteln als leitender Grundsatz angesehen.

„[...] wo das nicht so ein Zwang ist zu trinken, weil es geht mehr drum, dass du halt auch irgendwie äh nicht trinken musst um Punk Rock zu sein, weil das ja auch so ein Mehrheits-Gesellschafts-Ding eigentlich ist der Konsum (.) und da hab ich dann irgendwann so gemerkt ok das find ich eigentlich ganz gut.“ (G1; 0:04:22,47–0:04:39,16)

Nicht selten gehen mit der Entscheidung, keinen Alkohol zu konsumieren und keine Zigaretten zu rauchen, diverse persönliche Gründe und (negative) Erfahrungen aus der Vergangenheit einher, die schlussendlich zur Abstinenz geführt haben. Dennoch liegt der Fokus stets auf dem gemeinsamen Verzicht im Rahmen des Straight-Edge-Kollektivs.

In der vorliegenden Literatur zu Straight-Edge wird oft erwähnt, dass sich durch die Abstinenz von den nihilistischen Lebensweisen der Punks abgewendet werden sollte (vgl. Haenfler

2004a, S. 786f.). Allerdings kam durch die Gruppendiskussionen wesentlich deutlicher zum Vorschein, dass es um das Konsumverhalten der Mainstream-Gesellschaft geht, weshalb mit dem Verzicht ein gewisser Widerstand gegen den in der Gesellschaft vorherrschenden, normalen Alkoholgebrauch gesetzt werden soll. Der Aspekt, dass Alkohol im Alltag der dominanten Gesellschaft als anerkanntes Genussmittel deklariert werde, wird von Straight-Edge-Anhänger*innen scharf kritisiert. Im Kontext der Straight-Edge-Szene wird der Verzicht auf Alkohol (und Drogen) zu einem gemeinschaftlichen Leitgedanken. Diese kollektiv gelebte Abstinenz wird somit als Bedingung angesehen, um der Straight-Edge-Szene zugehörig zu sein und sich mit ihr identifizieren zu können. Auch wenn Straight-Edge der Punk-Rock Szene entspringt, so wird mit der konsequenten Ablehnung von Rauschmitteln eine klare Abgrenzung zu dieser Gruppe geschaffen.

5.2.2. Koffein- und Medikamentenkonsum und (Gelegenheits-)Sex

Während der Verzicht auf Drogen, Alkohol und Nikotin als allgemein gültige Regel erachtet wird, bestehen vor allem hinsichtlich des Koffein- und Medikamentenkonsums Unstimmigkeiten innerhalb der Szene. Einige Szenenmitglieder sind der Meinung, dass Koffein ebenso wie Alkohol als Suchtmittel gilt, andere empfinden den Verzicht auf Koffein nicht als notwendig. Die Diskrepanzen dahingehend sprechen dafür, dass die Auslegung der Denk- und Handlungsmuster stark individuell geprägt ist, dennoch aber ein gewisser Grundgedanke vorherrschend ist, den alle Szenenmitglieder teilen. Während sich die Szene einig ist, dass die Abstinenz gegenüber Alkohol und Drogen ein „Muss“ ist, gibt es hinsichtlich der weiteren Auslegung zwiespältige Ansichten. Fraglich ist hier, anhand welcher Kriterien eine Trennlinie gezogen wird. Oftmals wird mit dem Suchtpotential und dem damit einhergehenden Kontrollverlust über den eigenen Körper und das Bewusstsein für den generellen Verzicht auf Alkohol und Drogen plädiert. Besteht dahingehend aber keine Abhängigkeit – ebenso wenig wie bei Medikamenten oder Koffein – würde de facto auch nichts gegen gelegentlichen Alkoholkonsum sprechen. Implizit ist hier aber viel mehr die Tatsache verankert, dass der abstinente Lebensstil bereits als Selbstverständlichkeit gesehen wird. Es muss keine Entscheidung mehr für oder gegen Alkoholkonsum getroffen werden, weil die Abstinenz bereits als einzige Möglichkeit gilt. Anders verhält es sich für viele Edger*innen beim Medikamenten- oder Kaffeingebrauch: Weil die Enthaltensamkeit demgegenüber nicht auf dieselbe Weise verinnerlicht ist und keine einheitliche, konjunktive Handlungspraxis geteilt wird, erscheint dieser Aspekt nicht als Grundlage für das gesamte Kollektiv.

„[...] ob ich jetzt Koffein trinke oder nicht ja klar die ganz krassen Edger konsumieren jetzt nichts an Suchtmitteln und oder- sind wenn mas ganz genau nimmt mit den häufig wechselnden Sexualpartner aber ganz ehrlich am Ende isses auch wieder jedem seine eigene Entscheidung wie weit und wie extrem betreib ichs für mich selber [...]“ (GD3; Z. 339–342)

Dieser Aspekt deutet darauf hin, dass es einen Kern innerhalb der Straight-Edge-Szene gibt, der die Regeln strenger fasst als andere und sich neben Alkohol, Drogen und Nikotin auch strikt gegen Medikamente und Koffein ausspricht. Innerhalb dieses Szenekerns erfolgt ein konsequenterer Umgang mit den Regeln, während die „Peripherie“ um diesen Kern mehr Spielraum zulässt und ihren Fokus lediglich auf eine Abstinenz von Alkohol, Drogen und Nikotin legt.

Ähnlich verhält es sich mit (wechselnden) Sexualpartner, wie auch dem Zitat zu entnehmen ist. Jene Gruppe an Straight-Edger*innen, die auf jegliche, potenzielle Suchtmittel verzichtet, beschränkt sich auf sexueller Ebene auf einen festen Partner bzw. eine feste Partnerin. Häufig wechselnde Sexualpartner*innen werden als nicht notwendig und „ungesund“ erachtet. Betont wird immer wieder die individuelle Entscheidung und die Tatsache, dass die Reichweite des Verzichts jede*r für sich selbst bestimmt. Während der Straight-Edge-Kern auf das (häufige) Wechseln von Sexualpartner*innen verzichtet, sehen andere in diesem Verhalten keine Nachteile für Körper und Bewusstsein.

„[...] ich würeds nicht als Droge oder als irgendwie einschränkend für mich bezeichnen deshalb bin ich da eigentlich scho recht offen und hab auch One-Night-Stands oder °ähnliches° ja was- was vielleicht für andere wieder ein No-Go is in da Straight-Edge Szene.“ (GD2; Z. 993–996)

5.2.3. Vegetarismus/Veganismus

Die Entscheidung für einen vegetarischen oder veganen Lebensstil ist im Kontext der Straight-Edge-Szene ebenfalls als mögliche, aber nicht verpflichtende Richtlinie zu verstehen. Im Gegensatz zum Medikamenten- oder Koffeinverzicht wird Veganismus aber von sehr vielen Straight-Edge Anhänger*innen als Mitbestandteil, der schlichtweg dazugehört, betrachtet. Hier geht es um das Versprechen, dem eigenen Körper nicht zu schaden. Dabei steht nicht nur der Mensch, sondern auch das Tier im Fokus: Durch den Verzicht auf Fleisch bzw. auf tierische Produkte wird auf Nachhaltigkeit geachtet und von massenhaftem Konsum Abstand genommen.

„[...] so viele nehmens dann auch ein Schritt weiter und sogn ja ich schade auch anderen nicht und da- da is halt vegan auch noch dazu kommen und da- da das artet halt- also da gibt's verschiedene, jeder interpretiert's für sich irgendwie selber“ (GD2; Z. 383–386)

Durch den vegetarischen bzw. veganen Lebensstil distanzieren sich Straight-Edger*innen von der gesellschaftlichen Norm, Fleisch zu konsumieren – ebenso wie durch den Verzicht auf Alkohol ein Statement gegen den gesellschaftlich anerkannten Alkoholkonsum gesetzt werden soll. Auf sozialen Plattformen, wie bspw. Instagram, wird oftmals erkennbar, in welcher Sparte

der Szene sich ihre Mitglieder einordnen. In der Biografie der Nutzer*innen werden Bezeichnungen oder Symbole genutzt, die in Zusammenhang mit der Zugehörigkeit zu Straight-Edge stehen. Das für die Szene typische „X“ umschließt oftmals den Benutzernamen, dazwischen findet sich teilweise auch ein „V“, um den veganen Lifestyle zum Ausdruck zu bringen.

„[...] generell diesen Terminus Vegan Straight-Edge das sind ja wirklich Leute- ich gehör dazu die sich wirklich mit dem halt auch deklarieren weils halt ein Teil dazu ist aber das würd ich jetzt einfach mal noch mit rein werfen (2) ja genau das ist dann xVx oft dass man das mit rein klickt und V ist jetzt- das ist dann eben der Vegetarismus oder Veganismus.“ (GD1; 724–728)

Dadurch erfolgt eine sofortige (Selbst-)Zuschreibung zu Straight-Edge, die wiederum auf Wissen beruht, über das Außenstehende nicht zwingendermaßen verfügen. An diesem Punkt wird erneut das stark implizite und inkorporierte Wissen sichtbar, welches ohne Erklärung von Mitgliedern der Szene verstanden wird und gleichzeitig als Ausdruck der Zugehörigkeit fungiert.

5.2.4. Entscheidung gegen Kontrollverlust

Die genannten Normen, Werte und Verhaltensmuster, die innerhalb der Straight-Edge-Szene mal mehr, mal weniger richtungsweisend sind, stellen eine klare Entscheidung gegen übermäßiges Konsumverhalten dar. Dieser Aspekt spielt vor allem im gesamtgesellschaftlichen Kontext eine bedeutende Rolle und kann als Widerstand gegen den Mainstream, gegen von der Gesellschaft normierte Verhaltensmuster, betrachtet werden. Darüber hinaus steht vor allem das Beibehalten der Kontrolle über den eigenen Körper im Vordergrund und wird zu einem gemeinschaftlichen Leitgedanken.

„[...] ich kann definitiv besser entscheiden was ich mach wenn ich nicht irgendetwas konsumiert hab wo mein Bewusstsein **ur** eingeschränkt is und da seh ich mich- da seh ich mich schon auch dann immer ein bisschen in der Verantwortung das dann irgendwie zu machen und ich- ich mag es dann einfach auch nicht (GD1; Z. 862–865)

Auffallend ist, dass stets von Extremen die Rede ist: Alkoholkonsum wird immer im Kontext einer exzessiven Konsumation betrachtet und somit ausschließlich mit dem Zustand des Betrunkenseins assoziiert. In Zuge dessen wird Alkohol auch nicht als Genussmittel hingenommen. Ausschlaggebend dafür sind möglicherweise Ereignisse aus der Vergangenheit, die entweder bei den Betroffenen selbst oder bei Familienmitgliedern und Bekannten schwerwiegende Konsequenzen zur Folge hatten. Abhängigkeiten, gesundheitliche Probleme oder gar Todesfälle wurden in Zusammenhang mit Alkoholkonsum genannt und führten unter anderem zu der Entscheidung, auf Suchtmittel gänzlich zu verzichten.

„[...] also ich wusste erst, dass er Alkoholiker war als er gestorben ist, weil meine Eltern geschieden waren ähm (2) und das war eben so ein R:iesen Schock für mich natürlich so ähm und meine so- deswegen ist so- ich glaub bei mir war Straight-Edge so wirklich von Anfang bis jetzt vor kurzem hauptsächlich so eine Abwehrreaktion, es war ne Abwehrreaktion gegen Kontrollverlust (GD1; Z. 101–105)

Weil die Erfahrungen für viele derart traumatisch waren, besteht stets die Angst, ebenfalls die Kontrolle über den Konsum zu verlieren und die persönlichen Grenzen ungewollt zu überschreiten. Festzuhalten sei an dieser Stelle, dass das Suchtpotential von Alkohol im Vordergrund steht, welches gesundheitliche Schäden mit sich ziehen würde. Nicht selten wird auch von einer Abwehrreaktion gesprochen, die sich gegen eingeschränktes Bewusstsein und gegen verminderte Körperbeherrschung richtet. Einhergehend mit dem Aspekt, dass die Kontrolle über den eigenen Körper durch Alkoholkonsum nicht mehr beibehalten werden kann, geht die Ansicht, dass der Gesundheit dadurch massiv geschadet wird. Erkennbar ist auch hier wieder, dass lediglich von exzessivem Alkoholkonsum gesprochen wird, gelegentlicher Gebrauch oder Alkohol als Genussmittel scheinen auch in geringem Maße nicht vertretbar. Betont wird das mit den Worten „good, clean life“, womit auch das „Rein-Sein“ von Alkohol unterstrichen wird.

„[...] Aber i glaub der Grundgedanke vom Straight-Edge is ja eher dieses good clean life, dieses my body my temple und-

P3: [Ja genau]

P1: [Also i glaub des is so der Grundgedanke is afoch dass du vom Kopf her kloar bist und quasi ned beeinflusst durch irgendwelche Substanzen oder °sonst was°- (GD2; Z. 367–371)

Geteilt wird die Ansicht, dass dem eigenen Körper durch den Verzicht eine Wertschätzung entgegengebracht wird, weil ihm ganz bewusst nicht geschadet wird. Auch auf psychischer Ebene gibt es keinerlei Beeinflussung durch Substanzen, wodurch sich Szenenmitglieder als zurechnungsfähig und klar beschreiben. Angenommen wird, dass das Handeln und Denken unter Alkoholeinfluss auf negative Art und Weise beeinflusst werde, weshalb der vollständige Verzicht für alle Straight-Edger*innen dazugehöre. Dieser Grundgedanke ist in der Szene stark verankert und wird zu einem kollektiven Denkmuster der Anhänger*innen.

„[...] Drogen und Alkohol in erster Linie halt um die Psyche nicht zu beeinflussen, dass man halt klar bleibt, wirklich auch die ganze Zeit zurechnungsfähig ist und ähm halt selbstbestimmt handeln kann [...]“ (GD3; Z. 441–443)

„[...] so auf die Art man will seinen Körper eigentlich nicht vergiften mit diesem ganzen Gift das gesellschaftlich einfach akzeptiert ist.“ (GD1; Z. 528–530)

Die Gefahr, besonders hinter Alkoholkonsum, werde vonseiten des Mainstreams oftmals nicht erkannt, stattdessen werde der Konsum von Alkohol stark verharmlost und besonders von Jugendlichen als gängiges Rauschmittel in den Alltag integriert. Ausgehend davon wird die

gesellschaftliche Ebene als Bezugspunkt herangezogen. Dabei kommen Denkmuster zum Vorschein, die Widerstand und Gesellschaftskritik repräsentieren. Die Akzeptanz der Gesellschaft in Bezug auf das Rauschmittel wird von Straight-Edger*innen scharf kritisiert, weshalb mit der abstinenten Lebensweise dagegen ein Zeichen gesetzt werden soll. Selbstbestimmtes Handeln, Zurechnungsfähigkeit, ein bewusstes und gesundes Leben und die ständige Kontrolle über den eigenen Körper – all das sind Grundsätze, die für die Szenenmitglieder nur durch einen generellen Verzicht auf Alkohol und Drogen möglich sind.

5.2.5. Edge-Break

Nachdem nun die wesentlichsten Denk- und Handlungsmuster, Normen und Werte von Straight-Edge genannt und näher erläutert wurden, soll auch auf den Begriff Edge-Break näher eingegangen werden. Prinzipiell stehen die Szenenmitglieder sehr stark hinter den für die Szene gültigen Grundsätzen – diese sind so tief verankert, dass die „Regeln“ als inkorporiertes Wissen vorliegen und somit als unhinterfragte Handlungspraxis in einem kollektiven Erfahrungsraum geteilt werden. Dennoch wurde während der Gruppendiskussionen immer wieder von Situationen erzählt, in denen die in der Szene geltenden Überzeugungen nicht eingehalten werden konnten. In diesem Zusammenhang ist von Edge-Break die Rede, weil ein Bruch mit den persönlichen Einstellungen und den kollektiven Werten der Szene erfolgt. Obwohl stets betont wird, dass die Zugehörigkeit zu Straight-Edge auf Basis der individuellen Überzeugung zur Szene erfolgt, kommen auch – zumindest vonseiten der extremeren Straight-Edger*innen, den „Hardlinern“ – Sanktionen bei Nicht-Einhalten bzw. Brechen der szenenspezifischen Regeln zur Geltung. Diese äußern sich unter anderem in Form von physischer Gewalt, weshalb das Sprichwort „Edge-Break – Face-Break“ gebräuchlich ist.

„[...] du claimst Edge und dann sagst du- wenn du dann wieder Drogen nimmst, dann hast du gebrochen, dann gibt's Edge Break Face Break sagt man dann immer also- sagt man in der Szene so Edge Break Face Break dann- da bekommst du eine ins Gesicht [...] (GD1; Z. 143–146)

Auch wenn die Szene heutzutage weitaus weniger extremistische Ausprägungen hat, scheint das Bewusstsein über die Einhaltung der Normen und Werte und das damit verbundene Zugeständnis zur Szene ein wesentlicher Bestandteil zu sein. Fehlt die Überzeugung, nach Straight-Edge zu leben, entfällt damit oftmals auch die Zugehörigkeit zur Szene als Folge des Edge-Breaks. Das in der Szene geteilte konjunktive Wissen zielt darauf ab, dass sich jede*r aus eigener Überzeugung den Lebensstil aneignet, wodurch der geteilte Erfahrungsraum entsteht. Je nachdem, wie die Situation von Individuen selbst bewertet wird, wird ein Bruch mit den geteilten Werten somit als belanglos oder als maßgeblich für einen Bruch mit der Szene gesehen.

5.3. Kollektiv geteilte Orientierungen

Nachdem einerseits die sichtbaren Erkennungsmerkmale der Straight-Edge-Szene genannt und andererseits ihre zugrunde liegenden Normen und Werte, die das alltägliche Leben prägen, erläutert wurden, liegt der Fokus nun auf den geteilten, kollektiven Orientierungen. Dabei haben sich die Musik sowie Konzerte als Bezugspunkt, Identifikations- und Distinktionsprozesse und politisierende Denkmuster herauskristallisiert. Diese Aspekte können als Basis für die alltäglichen Handlungspraktiken der Szene gesehen werden und bilden auf impliziter Ebene den konjunktiven Erfahrungsraum (vgl. Bohnsack et al. 2019, S. 14).

5.3.1. Musik als identitätsstiftender Rahmen

Die Szene entstammt aus dem Punk, weshalb die Musikrichtungen Hardcore-Punk und Punk-Rock die Szene bis heute prägen. Musik wird von den Szenenmitgliedern als Ausdruck von Emotionen beschrieben, wodurch ein gemeinsamer Orientierungsrahmen geschaffen wird. Über die Musik entstehen Zusammenhalt und Zusammengehörigkeit, weshalb die Szene auch auf diesem Weg in ihrer Verbundenheit gestärkt wird. Konzerte dienen dabei als Ort des Zusammentreffens, an dem sich Gleichgesinnte unhinterfragt verstehen und ihre Zugehörigkeit zur Szene zelebrieren können.

5.3.1.1. *Konzerte als Treffpunkt*

Die Straight-Edge-Szene ist nicht auf einen spezifischen Ort oder bestimmte Lokalitäten reduzierbar, sondern fungiert als länderübergreifende Gemeinschaft. Allerdings dienen Shows von Hardcore- bzw. Straight-Edge-Bands als wesentlicher Bezugspunkt. Die Musik ist – zusammen mit den Denkmustern und Handlungsweisen – der gemeinsame Rahmen, über den sich ausgedrückt und kommuniziert wird. Über die Songs der verschiedenen Bands werden die Grundhaltungen der Szene repräsentiert, genauso dient die Musik aber auch als Ausdruck von Emotionen. Straight-Edger*innen fühlen sich über die Musik miteinander verbunden, weshalb dadurch das Zusammengehörigkeitsgefühl ausgebaut und gestärkt wird. Konzerte, die von den Bands ausgetragen werden, sind infolgedessen der Ort, an dem die Zugehörigkeit zur Szene besonders hervorgehoben wird. Besucher*innen sehen sich als Teil der Straight-Edge-Szene und können, in dem Wissen Gleichgesinnte zu treffen, ihre Lebenseinstellungen aktiv mit anderen teilen.

„[...] es is das schönste Gefühl überhaupt bei so nem Konzert ein Teil von sowas zu sein [...]“ (GD1; Z. 1580–1581)

Zudem bieten Konzerte die Möglichkeit, neue Leute aus der Szene kennenzulernen und Kontakte zu knüpfen. Dabei wird davon ausgegangen, dass andere Szenenmitglieder die

Interessen und Einstellungen teilen, wodurch auf zwischenmenschlicher Ebene von vornherein Aufgeschlossenheit und Wohlbefinden gegeben ist.

„[...] auch der Ort wo du dann so die Zugehörigkeit feiern kannst so merken kannst **he** es sind andere Leute die auch diesen Gedanken teilen, dies auch gut finden [...]“ (GD1; Z. 1061–1063)

Innerhalb der Szene und besonders auf Konzerten ist eine gemeinsame Basis von Beginn an gegeben – auch wenn sich die Mitglieder untereinander zum ersten Mal begegnen. Durch die Musik werden die Gedanken und Emotionen ausgedrückt, die von jedem bzw. jeder auf die gleiche Art und Weise verstanden werden. Dadurch wird ein symbolischer und sozialer Zusammenhalt hergestellt, durch den das kollektive Miteinander innerhalb der Straight-Edge-Szene möglich wird. Demgegenüber steht wiederum die Abgrenzung zu jenen Individuen, die diese gemeinsam gelebte Praxis aufgrund von fehlendem Wissen nicht teilen können (vgl. Przyborski & Wohlrab-Sahr, S. 282f.). Erkennbar wird also einerseits die identitätsstiftende Komponente auf Basis der geteilten Begeisterung für Musik sowie die damit einhergehenden Abgrenzungsmechanismen zu jenen, die an den Wissens- und Bedeutungsstrukturen der Musik nicht teilhaben (vgl. Bohnsack 1997, S. 195).

Konzerte werden zwar immer noch als Bezugspunkt der Straight-Edge-Szene gesehen, allerdings erlangt auch das Internet als Kommunikationsmedium große Bedeutung. Mittlerweile existieren auf Facebook diverse Straight-Edge Gruppen, in denen sich Anhänger*innen austauschen und kennenlernen können. Besonders für neue Mitglieder bieten derartige Gruppen Gelegenheit, Anschluss innerhalb der Szene zu finden.

„[...] weil ich halt echt niemanden kannte und ich wollte mal mich mit Leuten austauschen halt und da hatt ich mal in die Gruppe rein geschrieben und ah da kam das dann [...]“ (GD3; Z. 742–744)

Zugleich wird die Identität Straight-Edge über den Namen – bzw. das Pseudonym – auf Instagram nach außen getragen; meist durch das bereits erwähnte „X“. Der Bedeutung sind sich zwar nur Wissende bewusst, dadurch kann Instagram als soziale Plattform aber als virtueller Ort des Aufeinandertreffens betrachtet werden. Somit finden erneut Eingrenzungs- und Ausgrenzungsmechanismen statt, die von den Straight-Edger*innen auf verschiedene Arten reproduziert werden.

„Das is auch immer noch so ein bisschen **Usus** wenn man auf Instagram unterwegs is findet man sehr schnell heraus ob Leute Straight-Edger oder Straight-Edgerinnen sind oder nicht wenn sie irgendwo in ihrem Usernamen ein X haben [...]“ (GD1; Z. 1453–1455)

Gruppen und Foren im Internet, sowie Konzerte fungieren als Ort, an dem Straight-Edger*innen als Gemeinschaft aufeinandertreffen und ihre Zusammengehörigkeit untereinander festigen. Auch wenn Konzerte, vor allem bedingt durch die Corona-Pandemie,

seltener stattfinden und ein gewisses „Location-Sterben“ zu vernehmen ist, bleiben sie der Bezugsrahmen der Szene.

5.3.1.2. *Musik als Ausdruck von Emotionen*

Musik dient als gemeinsame Basis, über die sich alle Anhänger*innen der Szene verstehen, auch wenn kein persönliches Kennenlernen vorliegt. Dem zugrunde liegt die Tatsache, dass die Musik mit sehr viel Emotionen – bedingt durch vorwiegend negative Erlebnisse in der Vergangenheit – verbunden ist. Musik kann demnach als Coping-Mechanismus gesehen werden, der anstelle von Alkohol oder Drogen eingesetzt wird, um „aus der Realität auszubrechen“ (GD 1, Z. 1022). Weil die Hardcore Musik an sich sehr laut, schnell und hart ist, kann damit vor allem Gefühlen wie Wut und Frust freien Lauf gelassen werden.

„[...] die Musik selber is halt Hardcore Punk es is schnell, laut ähm (.) wirkt oft für Außenstehende sehr brutal und sehr (2) ähm (2) radikal aber es macht einfach Spaß es is einfach auch eine gute Art um so kurz äh aus der Realität auszubrechen [...]“ (GD1; Z. 1019–1022)

„[...] einfach generell Hardcore, des is afoch so das Ventil für viele dass sie die Wut die sie haben rauslassen weilst das da einfach am leichtestens rauslassen kannst durch die Musik u- und auch halt den ganzen Frust [...]“ (GD2; Z. 893–895)

Auch wenn die Musik an sich eher negative Emotionen widerspiegelt, verschafft sie bei Hörer*innen ein positives Gefühl. Die Texte sind zwar sehr radikal und direkt, allerdings ruft das durch die gemeinsam geteilten Werte, die unter anderem durch die Musik zum Vorschein kommen, ein positives Miteinander innerhalb der Szene hervor. Das Denkmuster, welches innerhalb der Szene verankert ist, wird von Bands über die Musik und die Lyrics ausgedrückt. Jedoch spiegelt sich die stumpfe und harte Musik in entsprechenden Verhaltensmustern auf Konzerten wider: Moshpits und kleinere Schlägereien sind durchaus gängig und werden dementsprechend von den Szenenmitgliedern als normal betrachtet. Dahinter steht jedoch auch ein Stück weit Gewalt, die aus Frust und Unverständnis gegenüber dem Konsumverhalten der Mainstream-Gesellschaft resultiert. Durch das Zusammentreffen von mehreren Straight-Edger*innen auf Konzerten werden die geteilten Emotionen und Gefühle nach außen getragen. Hinzu kommt, dass bei den Songs oftmals das „Grölen“ im Vordergrund steht; ein vokales, emotionsgeleitetes Ausdrucksmittel.

„[...] für mich die- diese Musik das is was ganz einzigartig, ich krieg jetzt scho Gänsehaut wenn ich dran denk, Konzerte, die- die Art in der man sich ausdrückt in diesen Konzerten oder die Bands oder die Sänger ja der Stil oder das Schreien allgemein, das Schreien is einer der emotionalsten Arten sich auszudrücken und das kommt halt mit den Songtext noch- nochamal stärker rüber [...]“ (GD2; Z. 446–451)

Die Musik in der Szene wirkt somit auch als identitätsstiftender Aspekt, über den sich Straight-Edger*innen definieren. Viele Anhänger*innen fanden erst über die Musik zu Straight-Edge, wodurch diese Wegweiser und erster Berührungspunkt war.

„[...] ich würd sagen ohne die Musik würd ich nie oder hätt ich niemals Straight-Edge ja für mich entdeckt.“ (GD3; Z. 89–91)

Für die Szene dient die Musik als ständiger Begleiter, unabhängig davon, ob man das damit verbundene Gefühl auf einem Konzert gemeinsam auslebt oder für sich selbst im Alltag integriert. Durch die Repräsentation der Gefühlslage über die Musik wird sie als Coping-Mechanismus gesehen und hilft in jeglicher Gefühlslage, die Emotionen auszudrücken. Untereinander fühlen sich die Szenenmitglieder über die Musik verstanden, müssen sich einander nicht erklären und haben einen gemeinsamen Bezugspunkt, durch den das Gemeinschaftsgefühl und die Identität zur Geltung kommt.

5.3.2. Identifikationsprozesse

Um die Herstellung sozialer Identität im Kontext der Straight-Edge-Szene eruieren zu können, ist es notwendig, sich mit der Handlungspraxis und der damit verbundenen kommunikativen Ebene der Szene vertraut zu machen, um die implizit verankerten Denk- und Handlungsmuster zu verstehen (vgl. Bohnsack 1997, S. 194). Aus diesem Grund soll der Fokus im Folgenden auf Prozessen der Identifikation innerhalb der Szene sowie auf Mechanismen der Distinktion zu „anderen“ bzw. zur Mainstream-Gesellschaft liegen.

5.3.2.1. *Gemeinschaftsgefühl*

Auch wenn die Gründe für den Anschluss an die Szene variieren, wird aufgrund der persönlichen Überzeugung von mehreren Individuen der gleiche Lebensstil praktiziert. Dadurch entsteht eine Einheit, die sich miteinander verbunden fühlt. Gleiches wird unausgesprochen geteilt, vor allem hinsichtlich der Ablehnung von Drogen, Alkohol und Nikotin besteht implizites Wissen innerhalb der Szene. Innerhalb von Straight-Edge gibt es zwar verschiedene Ausprägungen mit unterschiedlichen Ansätzen, allerdings sehen sich alle der großen Szene Straight-Edge zugehörig. Dieses gemeinsame Fundament ermöglicht eine Gemeinschaft, die den Individuen Wohlbefinden und Akzeptanz vermittelt. Verdeutlicht wird die Verbundenheit untereinander mit dem Begriff Familie, womit der Zusammengehörigkeit noch größerer Stellenwert zugeschrieben wird: Prinzipiell wird Familie mit Blutsverwandtschaft gleichgesetzt und impliziert eine unauflösbare Verbundenheit. Auch wenn es heutzutage weitreichendere Definitionen und Auffassungen von Familien gibt und traditionelle Bilder zunehmend in den Hintergrund rücken, erlangt die Verwendung des Familienbegriffs im Kontext einer Szene besondere Bedeutung. Die Mitglieder der Szene verstehen sich allesamt als eine große Familie, unabhängig von Ländergrenzen oder persönlichen Bekanntschaften.

Durch den gemeinsamen Lebensstil entsteht der Eindruck, andere Straight-Edger*innen zu kennen; gleichzeitig haben sie das Gefühl, von anderen Anhänger*innen auf Anhieb verstanden zu werden. Die Szene wird als zentraler Bezugspunkt im Leben gesehen, weshalb der Stellenwert mit jenem einer Familie gleichgesetzt wird.

„[...] du fühlst dich verstanden, auch wenn die Leute am andern End von der Welt sitzen, du hast das Gefühl du kennst sie und das ist auch bei Hardcore Shows wenn irgendwelche Leute v- von irgendwo i- wie ich in Griechenland war, irgendein Typ du verstehst dich sofort mit dem, du hast sofort eine gemeinsame Basis und wüsstest schon ewig mit dem Typen zu tun gehabt wie (2) es klingt jetzt blöd aber wie a- eine große Familie [...]“ (GD2; Z. 463–468)

Das in der Szene vorliegende Gemeinschaftsgefühl beruht auf dem zugrunde liegenden konjunktiven Erfahrungsraum, der im Lebensstil der Anhänger*innen zum Ausdruck kommt. Die soziale Realität in der Straight-Edge-Szene wird vor allem über den starken Zusammenhalt untereinander hergestellt, wodurch folglich die gesamte Szene als „Wir“ gesehen wird. Das kollektive Miteinander wird im Alltag durch die in der Szene vorherrschenden Normen und Werte ständig reproduziert. Durch das Wohlfühlen in der Szene aufgrund der gegenseitigen Akzeptanz und des kollektiven Bewusstseins für die übereinstimmenden Werthaltungen ist die Zugehörigkeit zum Kollektiv Straight-Edge auch Ausdruck der persönlichen Identität.

5.3.2.2. *Straight-Edge vs. Sober Living*

Die Abstinenz gegenüber Suchtmitteln könnte theoretisch betrachtet schlichtweg auch unter „sober living“ zusammengefasst werden. Dementsprechend gibt es weitere „Randbedingungen“, die für eine „offizielle“ Zugehörigkeit zu Straight-Edge für die Szenenmitglieder ausschlaggebend sind.

Wesentlich ist die ausdrückliche Bekennung zur Szene zu einem bestimmten Zeitpunkt, auch wenn dieser oftmals erst retrospektiv als solcher wahrgenommen wird. Voraussetzung dafür ist die persönliche Überzeugung hinsichtlich der Lebensweise, um sich die Definition Straight-Edge aufgrund der Identifikation mit der Szene selbst zuschreiben zu können. Persönliche Erfahrungen oder Erlebnisse, der Stellenwert der Musik oder die bewusste Entscheidung für den abstinenten Lebensstil führen schließlich zu der Überzeugung, sich der Szene zugehörig zu fühlen. Der Begriff Straight-Edge muss somit natürlich bereits vorab geläufig sein, wodurch erneut der Prozesscharakter sichtbar wird: Die bewusste Auseinandersetzung mit der Szene kann erst erfolgen, wenn man sich mit der Lebensweise und deren Bedeutung befasst hat.

„[...] wenn man die Begrifflichkeit gar nicht kennt benennt man sich auch gar nicht so und (3) äh ja man kann ja auch sagen man lebt ein drogenfreies Leben quasi drug-free und genau ja Straight-Edge hat für mich auch einfach so mit der Musik zu tun [...]“ (GD3; Z. 74–76)

Mit der Selbstzuschreibung als Straight-Edge geht die Identifikation mit der Szene einher, die vor allem gegenüber dem persönlichen Umfeld und anderen Szenenmitgliedern expliziert wird. Für viele spielt dabei das „Claimen“ eine zentrale Rolle; wenn auch meist erst im Nachhinein durch die Reflexion des Zuschreibungsprozesses davon gesprochen wird. Wenn Straight-Edge geclaimt wird, kann dies mit der Tatsache, dass die Zugehörigkeit offiziell und geltend gemacht wird, gleichgesetzt werden. Der Prozess läuft dabei oft unterbewusst ab, die Lebensweise der Szene wird zunehmend verinnerlicht und die Handlungs- und Denkmuster vermehrt angeeignet. Auch wenn dieser Prozess erst retrospektiv als solcher vernommen wird, ist die Identifikation mit der Szene für viele wie ein Einstieg in einen neuen Lebensabschnitt. Der sogenannte „Edgiversary“ markiert den Tag, an dem gegenüber sich selbst oder/und anderen der Anschluss an die Straight-Edge-Szene bekundet wurde.

„[...] aber es gibt sehr viele, die wissen das genaue Datum und die haben dann auch quasi wie so ihren eigenen Geburtstag und das wird dann meistens auf Social Media kundgetan und ja“ (GD1; Z. 193–195)

Besonders in den Anfängen der Szene kam dem „Claimen“ eine enorm hohe Bedeutung zu: Oftmals wird heute in diesem Zusammenhang von religions- und sektenähnlichen Verhältnissen gesprochen, weil der Straight-Edge Lebensstil und die Bekennung zu diesem als das einzig Richtige galten.

Straight-Edge wird von den Szenemitgliedern nicht als Verzicht gesehen, sondern als Lebensweise, die einen Mehrwert generiert und positive Auswirkungen mit sich bringt. Neben den gesundheitlichen Aspekten steht vor allem die individuelle Entscheidung, bewusst und als Gemeinschaft auf den Alkoholkonsum zu verzichten und damit auch dem gesellschaftlichen Gruppenzwang entgegenzuwirken, im Zentrum.

„[...] aber das is für mich kein Verzicht im negativen Sinne sondern einfach was was mein Leben besser macht und das is mir eigentlich auch sehr wichtig das zu betonen [...]“ (GD3; Z. 498–499)

5.3.3. Distinktionsprozesse

Bedingt durch die Zusammengehörigkeit und das Gemeinschaftsgefühl untereinander, entstehen (unbewusste) Abgrenzungsprozesse zu anderen Individuen und Gruppen. Neben der Distinktion zur Mainstream-Gesellschaft hat sich die Sparte der militanten Straight-Edger*innen innerhalb der Szene stark herauskristallisiert: Vor allem in ihren Anfängen wurde die Szene mit ihren Normen sehr ernst genommen; bei Abweichung von dieser Lebensweise folgten Sanktionen. Derartige Ansichten und Handlungsmuster der sogenannten Hardliner werden jedoch heutzutage innerhalb der Straight-Edge-Szene von den meisten abgelehnt. Im Folgenden soll nun einerseits auf die Distinktion zur dominanten bzw. Mainstream-Gesellschaft eingegangen, andererseits aber auch die klare Abgrenzung zur faschistischen,

militanten Straight-Edge-Richtung hervorgehoben werden. Deutlich wird an dieser Stelle, dass Distinktionsprozesse nicht bewusst ablaufen, sondern auf latenter Ebene innerhalb der Gruppe entstehen. Durch die gemeinsamen Orientierungen, die aufgrund des gemeinsamen Erfahrungshintergrundes vorliegen, werden Abgrenzungen zu jenen geschaffen, die diesen Orientierungsrahmen nicht teilen.

5.3.3.1. *Abgrenzung zur dominanten Gesellschaft*

Durch die differenzierende Lebensweise und die damit verbundenen Denkweisen und Einstellungen erfolgt eine Distinktion zu jenen Leuten in der Gesellschaft, die den Konsum von gewissen Substanzen nicht ablehnen. Die Mehrheit der Gesellschaft erachte vor allem Alkohol als Genussmittel, wodurch der Konsum gesellschaftsfähig gemacht und anerkannt werde. Durch die strikte Abstinenz der Straight-Edger*innen gegenüber Alkohol (und Drogen) liegt folglich eine Distanz zur Mehrheitsgesellschaft vor. Teilweise wird die Distinktion zu den „anderen“ so weit gefasst, dass Straight-Edger*innen sich nicht als Bestandteil der großen Gesamtgesellschaft sehen, sondern als außenstehende Szene. Das Gefühl, sich als Szene nicht als Teil der Gesamtgesellschaft zu sehen, stärkt wiederum den Zusammenhalt und den Gemeinschaftssinn der Straight-Edger*innen untereinander.

„[...] ich fühl mich irgendwie der Gesellschaft nicht so ganz zugehörig muss i zugeben also (2) ich fühle mich jetzt nicht als Teil der Öffentlichkeit oder wenn ich irgendwo in der Straßenbahn sitz oder so oder irgendwo auf an Platz steh ich fühl mich nicht quasi als wär ich einer von denen-

P1: └ Da stimm ich da zu ich fühl mich jetzt auch nicht so [...]“
(GD2; Z. 910–914)

Ausschlaggebend dafür sind unter anderem die vorliegenden Diskrepanzen und Meinungsverschiedenheiten. Hinzu kommt, dass Straight-Edger*innen die Reaktionen auf ihre Lebensweise vonseiten der Mehrheitsgesellschaft oftmals als negativ und verurteilend wahrnehmen. Dadurch wird nicht nur Anders-Sein und Nicht-Dazugehören vermittelt, sondern auch Unverständnis für die Normen und Werte der Straight-Edge-Szene ausgedrückt. Die Zugehörigkeit zur Szene hat somit für die Straight-Edge-Anhänger*innen weitaus mehr Bedeutung als die Eingliederung als einzelnes Individuum in die Gesamtgesellschaft. Ausgehend davon biete die Szene Wärme und Geborgenheit, die man mit gleichgesinnten Personen teilen könne. Die Gesamtgesellschaft hingegen wirke wie ein großes, befremdliches Feld, in der ein jeder auf sich allein gestellt sei und sich gleichzeitig verpflichtet fühle, dem Gruppenzwang hinsichtlich (Alkohol-)Konsum nachzugehen. Wesentlich für die Abgrenzung von Straight-Edger*innen zur Mehrheitsgesellschaft ist außerdem die generelle Kritik am Konsumverhalten der Gesellschaft. Der Aspekt der (Lohn-)Arbeit sei für jede*n mehr oder weniger verpflichtet, die Freizeitgestaltung und der damit in Verbindung gebrachte Konsum von jeglichen Gütern und Dienstleistungen könne aber bewusster vollzogen bzw. vermieden

werden. Das „Feierabend-Bier“ oder Party-Machen am Wochenende wird von Straight-Edger*innen als unproduktiv und schädlich für Körper und Bewusstsein angesehen, weshalb sich bewusst gegen dieses Muster gestellt wird. Das, was in der Mehrheitsgesellschaft als Belohnung nach getaner Arbeit gilt, wird von der Straight-Edge-Szene kritisiert.

„[...] und da geht's ja auch viel drum sich anzusaufen und nutzlos zu sein und sonst was und äh (..) konnt mich da aber nie so ganz mit anfreunden [...] (GD1; Z. 46–47)

„[...] denkt doch mal drüber nach ob das wirklich alles in eurem Leben is und vielleicht solltet ihr euch mehr Gedanken machen wie unsre Gesellschaft zu Grund geht weil sie äh nur noch um Arbeiten und Konsumieren gedreht ist“ (GD1; Z. 1007–1010)

Zwar haben Individuen, bedingt durch persönliche Interessen, von vornherein das Bedürfnis nach Zugehörigkeit zu und Abgrenzung von Personen oder Gruppen. Szenen sind jedoch dahingehend speziell, als dass sie sich als Einheit sehen, die sich auf Basis ihrer gemeinsamen Werte und Handlungspraktiken von anderen Gruppen und ihren Normen abgrenzt.

„[...] ja klar jeder hat irgendwie ein Bedürfnis nach Zugehörigkeit und- also einerseits nach Zugehörigkeit und andererseits nach Abgrenzung aber (3) ich- wüsste jetzt nicht- also ich kann halt immer nur für mich persönlich sprechen dass es irgendwie (2) jetzt ne Besonderheit is- isses wahrscheinlich irgendwie weil halt viele Leute Alkohol trinken und die Szene nicht aber (..) ja.“ (GD3; Z. 774–778)

Das Besondere an der Straight-Edge-Szene ist die Kritik am Konsumverhalten der Mehrheitsgesellschaft. Durch die dahingehend gegensätzlichen Einstellungs- und Verhaltensmuster wird auf latenter Ebene eine Trennlinie zum Mainstream gezogen. Gleichzeitig steht die Suche nach Gleichgesinnten im Vordergrund, wodurch auf implizite Weise das eigene Umfeld gestaltet und selektiert wird. In jenen Freundes- und Bekanntenkreisen, die vor der Identifikation mit Straight-Edge bestanden, ist Alkoholkonsum verbreitet ist und wird von den Straight-Edger*innen auch akzeptiert. Sofern dies auch vice-versa der Fall ist, wird von den Szenenmitgliedern auf zwischenmenschlicher Eben keine Diskrepanz wahrgenommen. Anders verhält es sich jedoch mit neuen Bekanntschaften, die oft Unverständnis, Fragen und negatives „Backfire“ mit sich bringen. Aus diesem Grund erfolgt unbewusst das Bemühen, auf Gleichgesinnte zu treffen – wie bspw. auf Konzerten – um aufgrund der eigenen Einstellung keine Ablehnung, sondern Zustimmung zu erfahren.

5.3.3.2. Abgrenzung zu militanten Hardlinern

Im Vergleich zu heute war die Szene in ihren Anfängen sehr konfrontativ und offensiv ausgerichtet. Entsprechend waren auch ihre Anhänger*innen überzeugt, dass der Straight-Edge Lebensstil der einzig Richtige ist. Mit Gewalt und Vehemenz wurde versucht, anderen die Abstinenz aufzuzwingen und sie eines Besseren zu belehren. Bedingt durch diese extreme

Einstellung entwickelte sich die sogenannte Hardliner-Schiene, umgangssprachlich auch Hardlinertum genannt. Obwohl die Szene immer relativ klein war, gab es in den 1980er Jahren einen merkbaren Hype. Um die Verbreitung voranzutreiben, wurde vonseiten der Straight-Edger*innen mit allen Mitteln versucht, auf die Szene aufmerksam zu machen, indem der Lebensstil von Außenstehenden abgewertet wurde. Der Verzicht auf Alkohol und Drogen resultierte in einem Überlegenheitsgefühl gegenüber jenen Personen, die diese Substanzen weiterhin konsumierten. Dadurch wurde wiederum vermittelt, dass Straight-Edger*innen sich und ihren Lebensstil als besser erachten. Weil die Musik, die die Straight-Edge Werte immer wieder aufgreift, auch sehr hart und konfrontativ ist, war auch Gewalt ein Thema: Raucher*innen wurden teilweise von Straight-Edger*innen physisch angegriffen und „verprügelt“. Demnach hatte die Szene und der Anschluss daran nur mehr wenig mit individueller Überzeugung zu tun, sondern glich vielmehr einer Art Sekte, die auf militante Art und Weise versuchte, anderen ihre Ansichten und Werthaltungen aufzudrängen.

Heutzutage ist die Szene nicht nur in ihrer Gesamtzahl an Mitgliedern zurückgegangen, auch das Hardlinertum und damit der zuvor erwähnte Szenekern ist deutlich kleiner. Straight-Edge-Anhänger*innen nehmen zunehmend Distanz von derart extremistischen Einstellungen und verurteilen gewaltvolle Verhaltensweisen. Im Gegenteil zu dem radikal eingestellten Szenekern gibt es vonseiten der Szenenperipherie wesentlich mehr Toleranz für verschiedene Ausprägungen und Relevanzsetzungen. Auch wenn die Songs von Hardcore- bzw. Straight-Edge-Bands immer noch sehr hart, direkt und oftmals auch gesellschaftskritisch sind, wird die Ansicht vertreten, dass jede*r für sich selbst und aus persönlicher Überzeugung heraus nach den Normen und Werten von Straight-Edge lebt.

„[...] weggegangen is von diesem super Hardline wir wollen Leute verprügeln wenn sie rauchen weil äh das sind alles **schwache unreine Idioten** wieder n bisschen mehr hin zu ich mach das für mich weil es mir gut tut und weil es mir wichtig is ähm weil- weil ich sehe was für schlimme Folgen es hat und es is wieder so bisschen mehr zu einer individuellen Entscheidung geworden und weniger dieses äh religiöse Gang-like Ding so von wegen wir sind alle Straight-Edger und wir müssen alle verprügeln die nicht Straight-Edge sind weil das is die einzige Art zu leben [...]“ (GD1; Z. 1244–1250)

Aufgrund der militanten Vorgehensweise und des gewaltvollen Drucks, der auf Außenstehende früher ausgeübt wurde, reagieren viele auch heute noch abweisend, wenn von der Szene die Rede ist. Anhänger*innen werden deshalb als militante Hardliner verurteilt, wengleich sich die Einstellungen und Handlungen zu diesen mittlerweile unterscheiden. Auf diese Weise entstehen auf mehrfacher Ebene Formen der Abgrenzung: Straight-Edge stellt sich klar gegen das gesellschaftlich akzeptierte und anerkannte Konsumverhalten. Gleichzeitig wird aber von den extremistischen Verhalten- und Denkweisen, die zur Zeit des Aufkommens der Szene hohen Stellenwert hatten, Abstand genommen. Die Anhänger*innen werden jedoch von ihrem Umfeld oftmals immer noch der militanten, teils gewaltvollen Seite

von Straight-Edge zugeschrieben und sehen sich diesbezüglich mit massiven Vorwürfen und Vorurteilen konfrontiert.

„[...] is halt schon so bisschen die extreme Variante und deshalb sind die Edger so `n bisschen- haben die ne Zeit auch echt nen schlechten Ruf gehabt, weil wenn man so gesagt hat man ist Straight Edge is man gleich in so ne militante Schublade gesteckt worden [...]“ (GD3; Z. 224–227)

„[...] wennst gsagt hast du bist Straight-Edge hom mi die meisten eigentlich moi schief angeschaut (2) des woar dann glei so meh so a militantes Oarschloach schleich di (lachen)“ (GD2; Z. 331–333)

Die differente Lebensweise in Bezug auf das Konsumverhalten zwischen Straight-Edge und der Mehrheitsgesellschaft, die Stereotype gegenüber der Szene, aber auch die Zuschreibungen der Straight-Edger*innen an die dominante Gesellschaft schaffen Trennlinien, die sich nur schwer miteinander vereinbaren lassen. Anhänger*innen der Straight-Edge-Szene sehen sich deshalb auch nicht immer als Bestandteil der Gesamtgesellschaft, wenngleich sie sehr wohl dazugehören. Die Identifikation innerhalb der Szene ist dafür umso stärker, weil das Gefühl der Gemeinschaft untermauert wird.

5.3.4. Politisierende Aspekte in der Szene

Aus der Kritik am Konsumverhalten der Mainstream-Gesellschaft resultiert ein politischer Aspekt, der den Anhänger*innen zwar nicht immer bewusst ist, aber implizit eine bedeutende Rolle spielt. Die Art und Weise, wie über den verbreiteten Konsum gesprochen wird und worin die Gründe für die gesellschaftliche Akzeptanz von Alkohol gesehen werden, lässt auf eine generelle Kritik am kapitalistischen System schließen. Mit der abstinenten Lebensweise und den konträren Denk- und Handlungsmuster im Vergleich zur dominanten Gesellschaft soll ein Gegenpol geschaffen werden, der innerhalb der Szene als Revolution betrachtet wird. Dies widerspricht in gewisser Weise der Ansicht, dass Straight-Edge für sich selbst und aufgrund von individueller Überzeugung gelebt wird und lässt dahingehend Ambivalenzen erkennen. Die Distinktion zwischen der Szene und der Mainstream-Gesellschaft erlangt auf diese Weise nochmal einen größeren Stellenwert.

5.3.4.1. *Konsum-, Gesellschafts- und Kapitalismuskritik*

Die Kritik an der Gesellschaft richtet sich in erster Linie gegen den anerkannten und im Alltag verbreiteten (Alkohol-)Konsum. Die Gefahr hinter der Substanz werde von der Gesellschaft verharmlost, die zerstörerische Wirkung und die schwerwiegenden Konsequenzen oftmals tabuisiert, stattdessen stehe das Feierabend-Bier und der Cocktail für Spaß. Einer Ablehnung werde vor allem in der Gegenwart von größeren (Freundes-)Gruppen mit Hohn und Zynismus begegnet. Damit einher geht die Kritik der Straight-Edger*innen am sozialen Verhalten: Um

dazuzugehören müsse konsumiert werden, wodurch der Gruppenzwang hervorsteche. Alkohol als eigentlich schädliche Droge könne somit als Eintrittskarte in das alltägliche Leben der Gesellschaft gesehen werden. Durch diese Ansichten innerhalb der Straight-Edge-Szene entsteht wiederum eine starke Verallgemeinerung und Generalisierung: Angenommen wird, dass derartige Muster von allen Individuen der Mainstream-Gesellschaft auf die beschriebene Weise praktiziert werden. Auf Basis eigener Erfahrungen werden erlebte Verhaltensmuster aus dem eigenen Umfeld auf die breite Gesellschaft umgelegt, wenngleich diese in Wahrheit stark variieren können.

Die generelle Kritik am Konsumverhalten der kapitalistischen Gesellschaft impliziert, dass in der Szene kein Verständnis für (übermäßigen) Konsum vorliegt. Vielmehr soll Nachhaltigkeit im Vordergrund stehen, die sich nicht mehr nur auf den eigenen Körper bezieht, sondern auf das gesamte Umfeld und damit auch auf Tiere und den Planeten. Damit einher geht der implizite Wunsch, dass der derzeitige Lebensstil der Mainstream-Gesellschaft überdacht wird und die Individuen in kritische Auseinandersetzung mit ihrem Konsumverhalten treten. Das Leben im Überfluss, wie es derzeit in der westlichen Welt bestehe, werde jedoch von der Mehrheit der Gesellschaft als normal und alltäglich betrachtet. Straight-Edger*innen beziehen diesen Aspekt nicht nur auf Alkohol und Drogen, sondern sprechen damit auch Dienstleistungen und Produkte an, die im Übermaß vorhanden sind und von der Gesellschaft auch entsprechend konsumiert werden.

„Ja also ich find das Thema Konsum generell egal auf welcher Ebene wir das jetzt betrachten auch echt schwierig ähm zum einen (2) find ich is es (2) sowohl im Alkohol- und Drogenkonsum als auch normalen Dienstleistungsproduktkonsum dass wir uns ständig ablenken vom- vom Wesentlichen einfach so (2) find das is einfach so komplett ja die Suche nach irgendwas was mit irgendwas gestopft wird ne ob ich mich jetzt glücklich mach indem ich mir irgendwas kauf und nen Glücklichkeitsschub bekomme oder indem ich mich jetzt kurz sorgenfrei saufe oder in irgendwas- mir irgendwas reinballer was mich kurz ausschalten lässt [...]“ (GD3; Z. 679–685)

Parallelen lassen sich erkennen, wenn es um die Ursache dieses übermäßigen Verbrauchs geht: Um dazuzugehören, sich in der Gesellschaft behaupten zu können und/oder von den eigenen Problemen abzulenken, stelle der Konsum von Produkten und Dienstleistungen eine Alternative dar, die den Anschein erwecke glücklich zu sein. Tatsächlich werde damit aber nur Ablenkung geschaffen. Das kapitalistische System fördere diese Abwärtsspirale und vermittele den Individuen, dass Konsum als Vergnügen und Unterhaltung betrachtet werden könne. Dabei sei entweder Gruppenzwang, Ablenkung oder das Verdrängen der tatsächlichen Probleme die Ursache für den Konsum, der aufgrund der gesellschaftlich definierten Normalität nicht hinterfragt werde. Das Leben im Überfluss und der ständige Ge- und Verbrauch von Gütern und Dienstleistungen seien fester Bestandteil des kapitalistischen

Systems und können nur schwer weggedacht werden. Straight-Edger*innen sehen die Gesellschaft somit gefangen in diesem System, bei dem jede*r bis zu einem gewissen Grad mitspielen muss. Der Konsum steht dabei zwar im Zentrum der Kritik, allerdings darf nicht vergessen werden, dass auch die Erwerbsarbeit und das damit verbundene Konzept von Angebot und Nachfrage die Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung bestimmen. Die Freizeitgestaltung – bzw. die Belohnung nach und neben der Erwerbsarbeit – könne theoretisch betrachtet jede*r selbst gestalten, dennoch liegen aber gewisse Normen vor, die soweit in der Gesellschaft verankert seien, dass Abweichungen davon als ungewöhnlich und atypisch klassifiziert werden würden. Für die Mehrheit der Gesellschaft sei dieser „Brot-und-Spielen-Aspekt“ Normalität und entsprechend im Alltag verankert, weshalb dieser Ablauf auch nicht hinterfragt werde.

„[...] schon auch so n Brot und Spiele Aspekt so es wird von uns erwartet dass wir den lieben langen Tag fünf Tage die Woche- und zwei Tage dürfen wir dann entspannen, nichts anderes machen als uns drauf freuen dass wir morgens aufstehen gehen dürfen, in irgendeine Lohnarbeit gehen [...] nur um dann eben äh zwei Tage die Woche ähm eben den Spieleaspekt zu haben dass wir uns irgendwie mit Drogen und Substanzen zuballern dürfen um nicht zu viel drüber nachzudenken wie sehr wir von überall ausgenutzt werden.“ (GD1; Z. 922–930)

Anhänger*innen der Straight-Edge-Szene setzen sich hingegen mit ebendieser Problematik ganz bewusst auseinander. Sie sehen im kapitalistischen System, dessen Beständigkeit für die Mehrheitsgesellschaft unhinterfragtes Wissen ist, die Ursache der Konsumproblematik. Auch wenn am Großteil dieses Ordnungsprinzips praktisch keine Änderung möglich ist, wird für eine bewusstere Lebensgestaltung in der Freizeit plädiert, die sich gegen den gesellschaftlich normalisierten Gebrauch von Alkohol richtet.

„[...] Alkohol is halt einfach gesellschaftsfähig und da fällst du eher raus wenn du das dann nicht mitmachst [...]“ (GD3; Z. 726–727)

Die Gestaltung der eigenen Freizeit kann bzw. soll ohne Drogen und Alkohol möglich sein – aus der Perspektive der Szene sei dies wesentlicher sinnvoller, um auch seine freien Tage angemessen auszurichten und nicht „nutzlos zu sein“. Außer Acht gelassen wird jedoch, dass der Brot-und-Spielen-Aspekt und der übermäßige (Alkohol-)Konsum nicht auf die gesamte Gesellschaft umgelegt werden kann. Auch wenn diese Lebensweise für die Mehrheit zutreffend sein mag, wird eine Verallgemeinerung gezogen, die alle Individuen miteinschließt. Im Zuge dessen hat die Einstellung der Straight-Edger*innen einen starken politischen Aspekt, der auf das kapitalistische System als Ganzes umgelegt wird. Somit steht auch nicht mehr der Einzelne und seine individuelle Überzeugung im Vordergrund, sondern die Kritik am gesellschaftlichen und wirtschaftlichen System. Auf manifester Ebene werden in erster Linie persönliche Gründe für den Anschluss an die Szene genannt, während latent Strukturen erkennbar werden, die nicht als bewusst abrufbares Wissen unter den Mitgliedern verankert

sind. Der Wunsch, aus dem vorgeschriebenen System auszubrechen, wird mit der konträren Lebensweise hinsichtlich der Abstinenz von potenziellen Suchtmitteln kompensiert.

„[...] generell ich auch immer wieder so Phasen hab wo ich denke ich will jetzt wirklich so aus allem aussteigen und einfach nur in meiner Hütte in Norwegen wohnen und meine Ruhe haben und da nur die Sachen haben die ich wirklich brauche und diesen ganzen Scheiß nicht weil ich das total (..) anstrengend finde.“ (GD3; Z. 706–710)

Hinzu kommt an diesem Punkt aber auch das Gefühl, nicht zur Gesamtgesellschaft zu gehören, weil sich die Werte und Normen in gewissen Punkten von der Mehrheitsgesellschaft unterscheiden. Hinzu kommt, dass oftmals entsprechend auch wenig Verständnis für die Ansichten der Straight-Edger*innen vorliegt.

„Ich fühl mich so wie bei da Ersatzspieler ich bin so wie der der da neben dem Feld steht und afoch do is und auf sein Einsatz wortet der nie kumt (lachen)“ (GD2; Z. 918–919)

5.3.4.2. *Widerstand gegen die Gesellschaft*

Einhergehend mit der Kritik an der Gesellschaft und ihrem System geht ein gewisser Widerstand, der durch die Lebensweise der Straight-Edger*innen zum Ausdruck gebracht wird. Neben der Tatsache, dass der übermäßige Konsum und insbesondere die Normalität von Drogen- und Alkoholkonsum strikt abgelehnt werden, werden Widerstandsprozesse im Zuge der alternativen Einstellung sichtbar. Den gesellschaftlich akzeptierten Normen soll mit gewissen Gegenpolen entgegengetreten werden, wobei dies vor allem innerhalb der Szene praktiziert wird. Dadurch wird von den Straight-Edger*innen nicht nur Kritik an den „anderen“ ausgeübt, sondern der Widerstand gegen den Konsum mit abstinenter Lebensweisen aktiv gelebt. Ein Umdenken wäre unterbewusst für die Szene wünschenswert, weil sie den Sinn hinter den Verhaltensmustern der Mainstream-Gesellschaft nicht sehen. Auch wenn dieser Aspekt direkt nie zur Sprache kommt, scheint er in der Alltagspraxis der Szene verfestigt zu sein. Die Redewendung „Sober Living for the Revolution“ kommt immer wieder zur Sprache, wodurch das politische Element erneut deutlich wird.

„[...] einerseits spielt für mich die ähm die Konsumkritik da auch sehr stark mit weil ich eben auch äh politisch sehr (3) interessiert engagiert was auch immer bin und das schon ähm wichtig finde dass ich da irgendwie ähm ein wachen Kopf behalte um eben ja Sober Living for the Revolution [...]“ (GD1; Z. 911–915)

Auf Basis der hohen Relevanz des gesellschaftskritischen Aspekts und der Art und Weise, wie darüber gesprochen wird, lässt sich auf widerstandsähnliche Züge schließen. Der Straight-Edge Lebensstil wird zunehmend positiv konnotiert mit Begrifflichkeiten wie „bewusst sein“, „was Sinnvolles machen“, „Kopf benutzen um zu denken“, während die Mainstream-Gesellschaft mit ihren Verhaltensmustern, bei denen vor allem gängiger Alkoholkonsum im Zentrum stehe, abgewertet wird: „saufen“, „zuballern“, „betäuben“. Bedingt durch persönliche

Erfahrungen und die Ansicht, dass Alkohol und Drogen zu viel Normalität in der Gesellschaft zugeschrieben bekommen, soll mit den Werten der Straight-Edge-Szene ein Kontrast gebildet werden. Erwähnenswert ist an dieser Stelle, dass der Widerstand und der „konträre“ Lebensstil lediglich in Bezug auf das Konsumverhalten – insbesondere von potenziellen Suchtmitteln – praktiziert werden kann. Straight-Edger*innen sind trotz ihrer teils ausdrücklichen Distanz zur Gesamtgesellschaft stets ein Teil davon und können als Szene nur in Bezug auf spezifische Denkweisen und Handlungsmuster Abgrenzungen schaffen.

5.3.4.3. *Männlichkeit, Hypermaskulinität, Mackertum und Feminismus*

Obwohl immer wieder thematisiert wird, dass die Straight-Edge-Szene sich mit ihren Einstellungen gegen traditionell geprägte und in der Gesellschaft verankerte Denkmuster stellen will, kommen gleichzeitig auf latenter Ebene gewisse Werte zum Vorschein, die stark stereotype Leitbilder repräsentieren. Besonders das Thema rund um Männlichkeit spielt eine große Rolle – unter anderem, weil die Szene auch heute noch sehr männerdominiert ist und verhältnismäßig weitaus weniger Frauen zu ihren Mitgliedern zählt.

„[...] das ganze auch so ein bisschen männlich dominiert geblieben und bis heute auch immer noch sehr stark und ich glaube dass das schon auch mitschwingt [...] (GD1; Z. 484–486)

also die Frauen in da Hardcore Szene kann ma glaub i ana Hand abzählen [...]“ (GD2; Z. 857–858)

In den Anfängen der Szene tendierte die Auslebung der Normen und Werte dazu in Richtung einer Verherrlichung von identitätsstiftenden Männlichkeitsidealen zu gehen. Die Ansicht, dass die Lebensweise der Szene als einzig Richtige von allen Mitgliedern der Gesellschaft so gelebt werden sollte, ließ radikale Züge erkennen. Gewaltvolle Reaktionen gegenüber Personen, die Alkohol konsumierten oder Zigaretten rauchten, gehörten zur Verwirklichung der Straight-Edge-Szene. Auch wenn die Szene heute weitaus liberaler ist, wird von vielen retrospektiv wahrgenommen, dass sie aufgrund der außerordentlich starken Verbundenheit mit der Szene und ihren Lebensweisen ein gewisses Männlichkeitsideal gelebt haben, dass durch Egoismus, Stärke und Toughness geprägt ist.

„[...] Punk sehr männerdominiert ist und Straight-Edge halt auch sehr viel eben Männlichkeitsrollen irgendwie anspricht [...]“ (GD1; Z. 499–500)

Im Folgenden soll nun auf verschiedene Aspekte eingegangen werden, die sich rund um das große Thema Männlichkeit arrangieren. Dabei rücken vor allem die oftmals thematisierte Hypermaskulinität und das damit verbundene „Mackertum“, wie es innerhalb der Szene bezeichnet wird, in den Fokus. Zudem werden immer wieder Ausdrucksweisen erkennbar, die darauf schließen, dass es Bemühungen gibt, die Männlichkeitsideale weniger präsent

erscheinen zu lassen und verstärkt in Richtung Feminismus und Frauenemanzipation zu denken.

Hypermaskulinität

Die Musikrichtung, die in Zusammenhang mit Straight-Edge und der übergeordneten Punk-Szene einhergeht, wird als Hardcore-Musik bezeichnet. Dementsprechend hart sind sowohl der Sound als auch die Lyrics, in denen der Lebensstil und die Überzeugungen der Szene sehr rau zum Ausdruck gebracht werden. Aus dem Grund wird die Musik auch als Ventil für Emotionen, insbesondere für Frust und Wut, gesehen. Auf Konzerten sind gewaltvolle Handlungen, wie Moshpits, nicht selten ein Thema, wodurch wiederum die Stärke unter Beweis gestellt wird. Durch diese Aspekte kommt auch das von Straight-Edger*innen bezeichnete „Though-Guy-Image“ zur Geltung.

„[...] eben Punk Rock immer so (.) ein- eine sehr taffe Sache da angesehen wird auch und du musst immer voll da raue Typ sein und es geht voll da wird sich geschlägert auf Shows und sonst was und das zieht halt natürlich auch ein gewissen Schlag an Männern dann auch an [...]“ (GD1; Z. 486–489)

Durch dieses „Though-Guy-Image“ wird nach außen hin ein männlich-dominiertes Bild vermittelt, mit dem sich Frauen oft nicht identifizieren können. Männlichkeit ist im Alltag der Szene verstärkt präsent, Frauen scheinen dadurch weniger Beachtung zu finden. Auch wenn Frauen durch die Musik nicht per se abgewertet werden – ganz im Gegenteil zu Hip Hop oder Rap – wirkt die Hardcore Richtung für viele abschreckend. Gelten Männer als hart und taff, so würden Frauen als weichere und sanftere Geschlecht gesehen werden, das sich mit der harten Musik nicht anfreunden könne.

„[...] es is a immer dieses Though Guy Image hats halt weils halt doch a bissl a härtere Musik is und wenn sich da wens quasi friedlich is sich fünfzig Leute einer auf die Go haun augenscheinlich is des jetzt glaub i ned so des was für an Außenstehenden (2) äh so wirkt da will ich jetzt unbedingt hin.“ (GD2; Z. 860–863)

Das „Though-Guy-Image“ wird aber nicht nur durch die Musik zum Ausdruck gebracht, sondern spiegelt sich auch in den alltäglichen Handlungs- und Denkmustern wider. Die leitenden Werte, auf Drogen, Alkohol und Nikotin zu verzichten, lösen das Gefühl aus, produktiver zu sein und sinnvollere Tätigkeiten im Alltag verrichten zu können. Groß geschrieben wird dabei das (Fitness-)Training und eine gesunde Ernährung.

„[...] Fitnessding kommt halt auch wieder daher, dass man halt einfach mit dem äh Ansatz an Straight-Edge herangeht dass man so auf die Art man will seinen Körper eigentlich nicht vergiften mit diesem ganzen Gift das gesellschaftlich einfach akzeptiert ist.“ (GD1; Z. 527–530)

Dem Körper und dem Geist wird damit Gutes getan, gleichzeitig wird aber verstärkt Männlichkeit repräsentiert. Ein trainierter Körper wird als Ideal gesehen und erlangt vor allem in den letzten Jahren wieder vermehrt Aufmerksamkeit. Der Verzicht auf diverse Substanzen und der damit verbundene gesunde Lifestyle strahlen Motivation und Produktivität aus, zeigen aber vor allem im Kontext eines männlichen Idealbildes das Besser-Sein zu jenen Personen, die Alkohol konsumieren und weniger trainieren. Es geht sowohl um die in der Szene geteilte gemeinsame Basis der Abstinenz, allerdings wird dadurch auch der Schaffensdrang nach außen getragen. An dieser Stelle werden Extrempole sichtbar: Einzig der vollständige Verzicht auf Alkohol (und Drogen) kann dazu beitragen, den Alltag produktiv zu gestalten und seinen Körper fit und gesund zu halten. Anders ist dies nicht möglich, weil die Substanzen in jeglichem Ausmaß dem Organismus schaden und dadurch die Produktivität massiv einschränken.

„[...] Straight-Edge halt auch sehr viel eben Männlichkeitsrollen irgendwie anspricht, weil so Straight-Edge auch oft so als ähm ein bisschen verwendet wird so von wegen so ja während ihr euch hier die Birne vollsaufst steh ich um acht Uhr früh auf und geh in Fitnessstudio und bin ultra produktiv und krieg Sachen auf die Reihe und krieg mein Leben auf die Reihe und ihr ver- verwehrt euch alle und da kommt eben wieder dieses Produktivitätsbild, so der Mann ist der Provider der Familie [...]“ (GD1; Z. 499–505)

Die Tatsache, dass Produktivität an Männlichkeit geknüpft wird, lässt auf veraltete und sehr traditionell geprägte Rollenmuster schließen. Erwerbsarbeit wurde früher vorwiegend Männern zugeschrieben, die Kindererziehung und der Haushalt als unbezahlte Tätigkeit den Frauen. Entsprechend galt letzteres auch nicht als erstrebenswert oder produktiv und wurde stark abgewertet. In Zusammenhang mit der Alltagsgestaltung der Straight-Edge-Szene wird erkennbar, dass das Produktiv-Sein auch nur den Männern zugeschrieben wird, Frauen finden in diesem Kontext – möglicherweise aufgrund ihrer geringen Anzahl innerhalb der Szene – kaum Beachtung.

Obwohl die Szene erst in den 1980ern in Amerika entstanden ist und somit zunehmend alternative, neue Denkmuster in Bezug auf Männlich- und Weiblichkeitszuschreibungen aufkamen, scheinen vor allem in Bezug auf Produktivität und Bewusstsein männlichdominierte Ideale im Vordergrund zu stehen. Inwiefern das – und die selbstverherrlichende Handlungsweise in den frühen Zeiten der Szene – zu negativen Reaktionen und Vorwürfen führt, soll im nächsten Absatz thematisiert werden.

Mackertum

Der hohe, oft unbewusst gesetzte Stellenwert von Maskulinität lässt die Straight-Edge-Szene mit Begrifflichkeiten wie „Mackertum“ und „Machismo“ in Verbindung bringen.

„[...] also dass es da schon so eine Schnittstelle gibt zwischen Straight-Edge Männlichkeit und dann äh so Masu- Masoch- (lachen) ich kann Wort nicht aussprechen, Machismo [...]“ (GD1; Z. 285–287)

Die übertriebene (Selbst-)Darstellung, gepaart mit der Repräsentation von Männlichkeitsidealen, führe dazu, dass vor allem Außenstehende das Gefühl hätten, die Szene werte andere ab, während sie sich als besser, leistungsfähiger und überlegen sehen würden. Straight-Edger*innen seien von ihren eigenen Einstellungen und Handlungen so überzeugt, dass Außenstehende in ihrem Tun abgewertet werden – vor allem in Bezug auf (gelegentlichen) Alkoholkonsum. In weiterer Folge steht im Vordergrund, sich selbst und seine Disziplin unter Beweis zu stellen – sowohl innerhalb der Szene als auch gegenüber anderen, die weniger gesund leben und weniger produktiv sind. Im Zuge der Gruppendiskussionen wurde davon meist in Retrospektive erzählt; die Ansicht, dass das „Mackertum“ vor allem in den Anfängen problematisch war, wird geteilt. Allerdings scheinen auch heute noch Diskrepanzen diesbezüglich vorzuherrschen, besonders, wenn Straight-Edger*innen in Interaktion mit Außenstehenden und neuen Bekanntschaften stehen. Dabei wirke es oftmals immer noch so, als würde die Szene ihre Lebensweise als die einzig Richtige ansehen und andere für ihren Konsum verurteilen. Rückblickend werden zudem immer wieder Momente bzw. Zeitspannen genannt, in denen der eigene Lebensstil und die damit einhergehende Darstellung mit einem „Macho-Gehabe“ gleichzusetzen waren.

„[...] ja ich bin eh so besser so, ich bin mir viel bewusster und hab viel trainiert, viel Sport gemacht- eh so ich- ich bin der 0815 Straight-Edger, der viel trainiert äh und sich ur geil deswegen fühlt (lachen)“ (GD1; Z. 133–135)

Zwar werden die Reaktionen von Außenstehenden und die Vorurteile und Stereotype hinsichtlich der Überlegenheit der Szene als unpassend empfunden, gleichzeitig wird aber von den Szenenmitgliedern unterbewusst das eigene Verhalten reflektiert und der übertriebenen Maskulinität zugeschrieben. Vor allem Aspekte in Bezug auf Männlichkeitsideale sind auf Strukturen zurückzuführen, die implizit in der Szene festgeschrieben sind.

Feminismus

Auch wenn in der Straight-Edge-Szene auch heute noch gewisse Männlichkeitsideale dominieren, finden sich – im Vergleich zu früher – Bemühungen, Frauen und den Feminismus vermehrt zu integrieren. In allen drei durchgeführten Gruppendiskussionen waren Offenheit und Aufgeschlossenheit gegenüber Frauen in der Szene zu beobachten. Die Musik an sich möge zwar vermehrt Männer ansprechen, allerdings wollen Frauen dadurch nicht mehr ausgeschlossen werden. Gerade weil es so wirkt, als würden Frauen durch den Stil der Musik ausgeschlossen werden, gibt es von ihren Seiten aus gewissen Widerstand, sich trotzdem zu integrieren. Zudem sollte in erster Linie der Musikgeschmack eine übergeordnete Rolle spielen – und dieser soll und kann keinem Geschlecht zugeschrieben werden.

„[...] das geht dann halt auch einfach in diese Kultur also dass die Frauen ähm sagen jo wieso soll ich mir dass dann nicht geben wieso soll ich denn nicht auf Hardcore Konzerte gehen, is mir doch egal wenn die Männer da irgendwie immer meinen die-

Macker mit den dicksten Eiern so scheiß drauf wenn ich halt Bock drauf hab dann geh ich da hin und bin da einfach selbstbewusster [...]“ (GD3; Z. 804–808)

Entsprechend der Auflösung traditioneller Rollenbilder in der Gesellschaft (Stichwort Erwerbs- und Hausarbeit), wird auch in der Szene versucht, in Richtung Gleichberechtigung zu denken. Nicht nur der Wunsch, dass Frauen und feministische Denkweisen mehr Anklang innerhalb der Straight-Edge-Szene finden, scheint Thema zu sein. Auch Queer-Aspekte sollen und werden zunehmend in die Szene integriert, um sich als gesamte Gruppe von der Hypermaskulinität und der stark männer-dominierten Zuschreibung distanzieren zu können.

„[...] Queer Aspekt der halt in den USA bisschen stärker schon da ist auch ein bisschen so in Europa ein bisschen mehr so hier so rein zu tragen und das Queer Edge ein bisschen so zu claimen um halt da so die Toxizität und die Hypermaskulinität ein bisschen mit raus zu nehmen.“ (GD1; Z. 634–638)

Trotz diverser Bemühungen um eine Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern innerhalb der Szene, herrscht diesbezüglich immer noch ein großes Ungleichgewicht vor; zumal der Lebensstil auf impliziter Ebene Maskulinität und alte Denkmuster verkörpert. Daher eruieren auch die Vorwürfe und Stereotypen von Außenstehenden, mit denen sich Straight-Edger*innen immer wieder konfrontiert sehen. Bestimmte Rollenbilder und Abgrenzungsprozesse werden unterbewusst innerhalb der Szene geteilt und äußern sich schließlich in ihrem Lebensstil.

5.4. Diskursverlauf

Das Hauptaugenmerk der Ergebnisse waren die kollektiven Orientierungen der Straight-Edge-Szene, die ausschlaggebend für das zustande kommende Zugehörigkeitsgefühl zur und Gemeinschaftsempfinden innerhalb der Szene sind. Im Zuge der dokumentarischen Methode kommt zusätzlich zur (reflektierenden) Interpretation des Gesagten auch dem Diskursverlauf und der Kommunikation zwischen den Gruppendiskussionsteilnehmer*innen ein erheblicher Stellenwert zu, um auf diese Weise die Relevanzsysteme und Interaktionspraxen zu ermitteln (vgl. Michel 2010, S. 221f.). Allerdings kamen hierbei durch die pandemiebedingte, veränderte Forschungssituation erhebliche Schwierigkeiten auf. Wie bereits in Kapitel 4.6. ausführlich erläutert, war die Erhebung der Gruppendiskussion durch die vorgeschriebene Kontakteinschränkungen auf Online-Tools beschränkt. Interviews und Gruppendiskussionen sind in der Forschungspraxis stets Ort der Interaktion, an dem von den Beforschten eine gemeinsame Wirklichkeit konstruiert wird (vgl. Reichertz 2021, S. 322). Voraussetzung dafür ist die Kopräsenz und face-to-face Kommunikation aller Teilnehmer*innen und Forschenden, um die Herstellung sozialer Realität auf Basis zugrunde liegender Kommunikationsmuster zu eruieren (vgl. Bohnsack et al. 2013, S. 14). Die Gruppendiskussionen, die im Zuge der vorliegenden Forschung zu Straight-Edge stattgefunden haben, konnten ausschließlich über

Teilnehmer*innen ließen andere stets zu Ende sprechen, wodurch kein hitziger oder überaus aufgeregter Diskurs zustande kam. In Bezug auf unterschiedliche oder gleiche Meinung wurde zwar Bezug aufeinander genommen, allerdings immerzu nacheinander und nur selten mit Unterbrechung sprechender Teilnehmer*innen. Einerseits könnte nun darauf geschlossen werden, dass die Gruppen von sich aus eher ruhig und gelassen miteinander interagieren und auch Konflikte oder Meinungsverschiedenheiten lösen, indem sie ihre eigene Sichtweise nacheinander erläutern. Andererseits kann der Faktor der Online-Kommunikation durchaus ausschlaggebend für eine bedachsamere und gehemmtere Interaktion untereinander sein. Für den Fall, dass Überlappungen verschiedener Personen auffallend waren, beschränkten sich diese auf eine kurze Sequenz. Im Zuge dessen kam es außerdem oftmals zu Rückkoppelungen des Mikrofons, wodurch Gesagte nicht mehr deutlich verstanden werden konnte. Die Schwierigkeit – um nicht zu sagen Unmöglichkeit – über Zoom parallel zu sprechen, hat mit Sicherheit auch dazu geführt, dass von den Teilnehmer*innen auf eine geordnete Abfolge im Diskurs geachtet wurde.

Durch die veränderte Erhebungssituation gingen mit Sicherheit wertvolle Aspekte in Bezug auf Interaktion und Kommunikation verloren, wodurch der Diskursverlauf nur sehr schwierig interpretiert werden konnte. Die veränderten Bedingungen und die damit einhergehenden Einschränkungen bzw. Schwierigkeiten erscheinen jedoch wichtig zu erwähnen. Eine konkrete Analyse des stattgefundenen Diskurses würde durch die differenten Bedingungen allerdings den Rahmen dieser Arbeit sprengen.

6. Diskussion der Ergebnisse

Nachdem die wesentlichsten Ergebnisse dargelegt wurden und teilweise bereits der Schnittpunkt zur Theorie – allen voran zu den geteilten konjunktiven Erfahrungsräumen – gesetzt wurde, soll der Fokus nun auf der Diskussion und Zusammenführung von Datenmaterial und theoretischen Überlegungen liegen. Dabei stehen die der dokumentarischen Methode zugrunde liegenden Forschungsinteressen im Vordergrund, wobei besonders die Rekonstruktion des impliziten Wissens und der gemeinsamen Orientierungen innerhalb der Straight-Edge-Szene im Fokus stehen. Auf diese Weise gelingt es, Aufschlüsse über den kollektiven Erfahrungsraum und die gemeinsam geteilte Handlungspraxis der Straight-Edge-Szene zu erhalten (vgl. Przyborski & Wohlrab-Sahr 2014, S. 282f.). Über die damit verbundene Kollektivität der Gruppe können in weiterer Folge Aufschlüsse über die Herstellung sozialer Realität gegeben werden (vgl. Przyborski & Wohlrab-Sahr 2014, S. 295). Parallel dazu scheint es wichtig, die Begrifflichkeiten Subkultur, Szene und Identität soziologisch erneut aufzugreifen und mit den vorliegenden Ergebnissen in Bezug zu setzen. Im Zuge der durchgeführten Forschung zur Straight-Edge-Szene hat sich klar herauskristallisiert, dass der Szenenbegriff am besten geeignet scheint, um Straight-Edge theoretisch zu kategorisieren. Ausschlaggebend dafür sind einerseits die klassenspezifischen Kontexte von Subkulturen, die auf Straight-Edge nicht zutreffen, andererseits die Kriterien zu posttraditionalen Vergemeinschaftungsformen, die sich dagegen sehr gut auf die Straight-Edge-Szene umlegen lassen.

6.1. Konjunktiver Erfahrungshintergrund

Im Zuge von zunehmenden Individualisierungs- und Pluralisierungsprozessen erlangen Szenen in einer Gesellschaft großen Stellenwert. Auf diese Weise wird es vor allem Jugendlichen und jungen Erwachsenen innerhalb des komplexen Gesellschaftssystems ermöglicht, in kleineren, sozialen Gruppen Zugehörigkeit zu leben und soziale Geborgenheit zu erfahren (vgl. Hitzler & Pfadenhauer 2010, S. 372). Derartige Zusammenschlüsse von Individuen enthalten spezifische Normen und Werte, die sich von der Gesamtgesellschaft unterscheiden (vgl. Vaskovic 1989, S. 589). Die Straight-Edge-Szene weist einerseits auf der manifesten Ebene gewisse charakteristische Merkmale auf, wie das „X“ als kennzeichnendes Symbol, andererseits spielen vor allem auf der latenten Ebene spezifische Denk- und Handlungsweisen eine bedeutende Rolle. Zudem bildet sie durch ihre abstinenten Lebensweise eine in sich geschlossene Einheit und differenziert sich dadurch von der dominanten Gesellschaft (vgl. Vaskovic 1989, S. 589). Gemeinsame Interessen können im Zuge des geteilten Lebensstils ausgetauscht werden, wodurch die Szene Wärme und Geborgenheit vermittelt (vgl. Hitzler & Niederbacher 2010, S. 95). In den Anfängen der (Jugend-

)Kulturforschung befassten sich ihre Vertreter vor allem mit devianzorientierten Jugendgruppen, deren Verhaltensweisen auf kriminelle Weise von der Gesellschaft abwichen. Die Chicago School legte ihr Augenmerk auf die Sozialstrukturen von Subkulturen und untersuchte, inwiefern diese ausschlaggebend für den praktizierten Widerstand an den Herrschaftsverhältnissen der Gesamtgesellschaft war (vgl. Jacke 2009, S. 140). Im Rahmen der Cultural Studies wurden in erster Linie die Kategorien „race“, „class“ und „gender“ als Ursache für die hegemoniale Gesellschaftsformation gesehen, wodurch In- und Exklusionsmechanismen zum Vorschein kamen. Auf diese Weise formen sich folglich soziale Identitäten, die jedoch permanent produziert und reproduziert werden müssen, um Zugehörigkeit und Abgrenzung wahrzunehmen (vgl. Marchart 2008, S. 14). Weil frühere Konzepte zu Subkulturen vor allem Dominanz- und Unterordnungsverhältnisse in den Blick nahmen und stets mit Klassenzugehörigkeiten in Verbindung standen (vgl. Marchart 2008, S. 15), wird der Unterschied zur Straight-Edge-Szene deutlich. Zwar ist der Lebensstil der Straight-Edger*innen in erster Linie von Werten geprägt, die sich von jenen in der Gesamtgesellschaft in Bezug auf das Konsumverhalten und den alltäglichen Umgang mit Alkohol und Zigaretten differenzieren, allerdings basiert die Entscheidung für diese Lebensweise auf Freiwilligkeit. Die Abstinenz von Alkohol, Drogen und Nikotin, teilweise auch der Verzicht auf tierische Produkte und das Absehen von Promiskuität stellen somit einen gewissen Gegenpol zum Alltag der Mainstream-Gesellschaft dar, jedoch erfolgt dies durch gemeinsame Interessen und Ziele – und nicht aufgrund vorliegender hierarchischer und hegemonialer Gesellschaftsordnungen, denen sich Individuen nicht unterordnen wollen. Einzig die Tatsache, dass sich Straight-Edger*innen gegen in der Gesellschaft verbreitete Praktiken stellen, lässt darauf schließen, dass sie sich dem Gruppenzwang in Bezug auf Alkohol und Nikotin entgegenstellen. Dabei steht insbesondere Alkohol, der in der breiten Gesellschaft als anerkanntes Genussmittel deklariert wurde, im Fokus der Kritik. Dahingehend strukturiert sich ein gemeinsamer Erfahrungsraum, der als grundlegende Basis für die Zugehörigkeit zur Szene angesehen wird. Da Suchtmittel den Körper und das Bewusstsein auf negative Art und Weise beeinflussen, sind diese auch in geringen Mengen nicht vertretbar. Ein „good clean life“ (Zitat GD2; Z. 367-368) wird als Leitgedanke betrachtet. Durch den normalen Gebrauch von Alkohol in der Mainstream-Gesellschaft grenzt sich die Straight-Edge-Szene dahingehend von dieser ab und stellt sich mit ihren Einstellungen gegen einige gebräuchliche Alltagspraktiken, wodurch folglich In- und Exklusionsmechanismen erkennbar werden. In erster Linie gehen diese Prozesse von der Straight-Edge-Szene selbst aus, weil sie sich mit dem Lifestyle, der in der dominanten Gesellschaft großteils verbreitet ist, nicht identifizieren können. Bedingt durch die abstinenten Lebensweise, die innerhalb der Szene geteilt wird, entstehen aber auch gewisse Differenzen zu jenen Leuten, die nicht nach Straight-Edge leben.

6.2. Straight-Edge als Widerstandsbewegung – Ursachen und Ambivalenzen

Ausgehend von der Tatsache, dass sich Straight-Edger*innen mit ihrer Denk- und Handlungsweise gegen gesellschaftlich anerkannte Praktiken stellen, entsteht ein gewisser Widerstand. Dieser Widerstand war bereits im Rahmen der Cultural Studies erkennbar, weil sich Subkulturen als kulturelle Einheit auf Basis gleicher Ausgangssituationen gegen die Gesellschaftsformation wendeten. Im Zuge einer Forschung zur Punk-Kultur griff der Brite Dick Hebdige den Widerstand, ausgedrückt durch den Style der Kultur, auf. Durch sogenanntes „confrontating dressing“ gelang es den Punks, Aufmerksamkeit in einer traditionellen Gesellschaft mit hegemonialen Ordnungsstrukturen zu erregen. Klamotten aus Plastik und Lurex, Nieten und Nadeln als Schmuck, Stiefel mit unübersehbaren Reißverschlüssen und Absätzen sowie auffallendes Make-Up und bunte Haare – dieser kontroverse Stil sollte die Unabhängigkeit gegenüber der restlichen Gesellschaft ausdrücken (vgl. Hebdige 1979, S. 108). Zudem repräsentieren die Individuen ihre Identität mit der Szene, wodurch wiederum auch nach außen die Zugehörigkeit zu dieser signalisiert wird. Weil ihre Anhänger*innen aus der Arbeiterklasse stammen und sich durch mangelnde Aufstiegschancen nicht in das Gesellschaftssystem integriert fühlten, drückten sie ihren Frust darüber durch exzessiven Drogen- und Alkoholkonsum aus. Der Non-Konformismus in jeglicher Hinsicht stand dabei stets im Zentrum (vgl. Hebdige 1979, S. 76). Nachdem die Punk-Szene den Ausgangspunkt für Straight-Edge darstellt, lassen sich teilweise ähnliche Denkmuster und Handlungsweisen, allerdings vor allem in Bezug auf die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Klasse auch deutliche Unterschiede erkennen. Während der Modestil gerade bei den Punks sehr auffällig und prägend ist, findet sich für die Straight-Edge-Szene typische Kleidung nur in mancherlei Hinsicht: So wird beispielsweise das Tragen von Hoodies oder T-Shirts, auf denen Namen von Straight-Edge-Bands zu finden sind, als Zugehörigkeitsmerkmal angesehen. Besonders auf Konzerten, die als Bezugspunkt der Szene fungieren, dient die Kleidung als kollektive Ausdrucksweise und Identitätsmerkmal. Dadurch entsteht auch eine Distinktion zu jenen Individuen, die über das Wissen dieses Modestils nicht verfügen und der Szene somit nicht zugehörig sind. Während Punks mit ihrem übermäßigen Drogen- und Alkoholkonsum ihr Leid bekunden wollten, stellen sich Anhänger*innen der Straight-Edge-Szene aber bewusst gegen dieses Verhaltensmuster. In Form von strikter Abstinenz soll ein Widerstand gegen den normalen und von der Gesellschaft anerkannten Alkoholkonsum gesetzt werden. An dieser Stelle kommt der politischen Facette eine tragende Rolle zu: Der gemeinschaftliche Leitgedanke, auf Alkohol und Drogen zu verzichten, wird als Widerstand gegen die mehrheitsgesellschaftliche konsumorientierte Lebensweise gelebt. Dieser wird als inkorporiertes Wissen innerhalb der Szene gelebt, wodurch sich Szenenmitglieder als Einheit von den Praktiken der Gesamtgesellschaft abgrenzen. Deutlich wird das auch durch die im Alltag der Szene gebräuchliche Redewendung „Sober Living for the Revolution“. Die

offenkundige Abstinenz von Alkohol und Drogen spielt somit nicht nur auf der manifesten Ebene eine zentrale Rolle, sondern spiegelt sich in Form von Widerstand als kollektives Orientierungsmuster der Szene wider. Weil der gleiche Erfahrungshintergrund existiert, ist das Wissen darüber in den Handlungspraktiken der Straight-Edger*innen verankert. Die homogenen Denk- und Verhaltensweisen ergeben somit ein kollektives Miteinander, das im Alltag in Form gemeinsamer Orientierungen zur Geltung kommt (vgl. Przyborski & Wohlrab-Sahr 2014, S. 300, S. 302f.). Infolgedessen erlangt auch die Identitätskonstruktion große Bedeutung: Im Rahmen des vorliegenden Kollektivs fühlen sich die Individuen der Straight-Edge-Szene zugehörig. Das Zusammengehörigkeitsgefühl, welches über die geteilten Orientierungen gefestigt wird, impliziert eine Gemeinschaft, die sich hinsichtlich des Themas Abstinenz von anderen Gruppen und auch der Gesamtgesellschaft unterscheidet (vgl. Antweiler 2017, S. 443).

Die praktizierte Abstinenz gegenüber Alkohol und Drogen impliziert eine weitreichendere Kritik am generellen Konsumverhalten und dem damit zusammenhängenden kapitalistischen System. Nicht nur das Bedürfnis der Mainstream-Gesellschaft, Alkohol als Genussmittel zu verzehren, sondern der generelle Drang Güter und Dienstleistungen in übermäßigem Ausmaß zu konsumieren, wird von der Szene verurteilt. Die Mehrheitsgesellschaft in der westlichen Welt erachte ein Leben im Überfluss als normal, unter anderem deshalb, weil das kapitalistische System Konsum mit Vergnügen und Unterhaltung gleichstelle. Straight-Edger*innen sehen weder den Sinn hinter dem gegenwärtigen Genussmittel Alkohol noch hinter dem permanenten Ge- und Verbrauch von Gütern und Dienstleistungen, die als nicht notwendig scheinen. Mit der abstinenten Einstellung wird implizit somit auch eine Kritik am generellen Konsumverhalten der Menschheit ausgesprochen, die jedoch auf den vorherrschenden Kapitalismus zurückzuführen ist. Straight-Edge-Anhänger*innen sehen die Mainstream-Gesellschaft gefangen in einem System. Zwar bestimmen grundlegende Bedingungen wie Erwerbsarbeit und das Konzept von Angebot und Nachfrage die Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung, jedoch plädiert die Szene für eine bewusster Gestaltung der Freizeit. Obwohl diese von jedem Individuum selbst gestaltet werden kann, scheint der gesellschaftliche Druck in Richtung (Alkohol-)Konsum zu gehen. So steht das Feierabend-Bier, die Party am Wochenende oder das Shoppen im Vordergrund der Mainstream-Gesellschaft. Dem gemeinsamen Erfahrungshintergrund der Straight-Edger*innen liegt die Annahme zugrunde, dass die konsumorientierten Handlungsweisen der dominanten Gesellschaft lediglich Ablenkung und Verdrängung verkörpern. Durch die Normalität dieser Lebensweise wird der Ursache jedoch nicht auf den Grund gegangen; dem Gruppenzwang wird stattdessen unreflektiert nachgegangen. An dieser Stelle lassen sich eindeutig Kontraste zum Konzept der Subkultur bei den Cultural Studies erkennen: Während die Arbeiterklasse

aufgrund ihrer prekären Ausgangssituation, den damit verbundenen finanziellen Schwierigkeiten und den schlechten Berufsaussichten ihren Frust gegen die Gesellschaft richtete (vgl. Winter 2009), spielt dieser Aspekt bei Anhänger*innen der Straight-Edge-Szene keine Rolle. Vielmehr sehen sie sich in der privilegierten Situation, mit derartigen Problemen und Schwierigkeiten nicht konfrontiert zu sein. Somit besteht auch für Straight-Edger*innen theoretisch die Möglichkeit Güter und Dienstleistungen entsprechend zu konsumieren; sie befinden sich im Gegenteil zur damaligen Arbeiterklasse in keiner benachteiligten Situation. Allerdings wird gerade die unentwegte, schier endlos scheinende Möglichkeit des Konsums scharf kritisiert. Der Konsum und die damit verbundene finanzielle Unabhängigkeit der Mittel- und Oberschicht in der heutigen Gesellschaft werden als überflüssig wahrgenommen. Im Gegensatz zur Arbeiterklasse, die über wenig Mittel verfügte und sich aufgrund ihrer mangelnden bzw. nicht vorhandenen Aufstiegschancen gegen die hegemoniale Ordnung auflehnte, erachten Straight-Edger*innen die Möglichkeiten, sich in der heutigen Gesellschaft durch Aufstieg und Kapital Güter und Dienstleistungen anzuschaffen, als überschüssig. Konsum wird mit Glück und Zufriedenheit gleichgesetzt, verschleierte tatsächlich aber die essenziellen Aspekte im Leben. Dabei wird sowohl auf das gesundheitliche Wohlergehen verwiesen als auch auf soziale Beziehungen und die generelle Lebenseinstellung, die durch das System und den damit verbundenen Konsum getrübt wird. Differenzen zu früheren Subkulturen werden somit in Bezug auf die Grundthematik der Straight-Edge-Szene sichtbar: Plädierte die Arbeiterklasse aufgrund der vorherrschenden hegemonialen Gesellschaftsformation für mehr Wohlstand und finanzielle Unabhängigkeit (vgl. Fox 1987, S. 345), stellt sich die Straight-Edge-Szene gegen den vorherrschenden Wohlstand der gegenwärtigen, westlichen Welt, zu der auch die Mitglieder der Szene gehören. Weil sie sich mit dem kapitalistischen System nicht vollständig identifizieren können und sich dem Gruppenzwang, dem konsumorientierten Lifestyle zu folgen, entgegenstellen wollen, konstruieren sie ihre Identität über ihre eigenen Regeln, die vorwiegend die Abstinenz in den Fokus nehmen. Widerstand kommt dabei in Form von Alltagspraktiken zum Vorschein, die einen Kontrast zu den konsumorientierten Handlungsweisen der Mehrheitsgesellschaft stehen und innerhalb der Szene als gemeinsamer Erfahrungshintergrund verankert sind. Damit einher geht das Gefühl von Zugehörigkeit zur Szene und Abgrenzung gegenüber anderen, dem „Nicht-Wir“ (vgl. Hitzler 1998, S. 86). Die kollektive Identität der Straight-Edge-Szene wird von den Individuen im Alltag reproduziert, indem die Denk- und Handlungsweisen aufgrund des verinnerlichten Wissens praktiziert werden.

Die Cultural Studies sahen Herrschafts- und Unterordnungsverhältnisse als Ursache für die widerstandsähnliche Lebensform der Arbeiterklasse (vgl. Winter 2009, S. 71ff.), wobei vor allem die Aspekte „class“, „race“ und „gender“ als ausschlaggebend galten. Das

Erkenntnisinteresse der Cultural Studies lag darin, die Verhältnisse von Dominanz und Unterordnung und die damit verbundene Beziehung zwischen uns und den anderen herauszuarbeiten. Kulturen waren somit Austragungsort von Konflikten (vgl. Marchart 2008, S. 15). Heutzutage sind dahingehend, dass Szenen nur einen kleinen Teilbereich der Gesamtgesellschaft darstellen und ihre Mitglieder sich stets auch den grundsätzlichen Regeln des Systems unterordnen müssen, immer noch machtdominierende Strukturen erkennbar. Allerdings können diese nicht mehr ausschließlich auf Klassenunterschiede und ethnische Differenzen zurückgeführt werden. Auch im Kontext der Straight-Edge-Szene wird dieser Aspekt deutlich: Die Kritik richtet sich lediglich an das konsumorientierte Verhalten des Mainstreams, insbesondere in Bezug auf den normalen Gebrauch von Alkohol. Die abstinente Lebensweise impliziert zwar, dass derartige Handlungspraktiken von der Szene abgelehnt werden, an andere Aspekte in Bezug auf die kapitalistische Lebensweise müssen sich aber die Mitglieder der Straight-Edge-Szene anpassen – wie beispielsweise die Lohnarbeit. Die Szene fungiert auf Basis gemeinsamer Ziele und Interessen als Gemeinschaft (vgl. Hitzler & Niederbacher 2010, S. 17), wodurch sie sich von diversen Praktiken der Mehrheitsgesellschaft distanziert. Jedoch bleibt die kapitalistische Gesellschaft, in der auch die Straight-Edge-Szene eingebettet ist, bestehen. Die Kritik der Anhänger*innen richtet sich somit zwar gegen den übermäßigen Konsum bedingt durch die kapitalistische Lebensweise; eigene, szenenspezifische Denk- und Handlungsmuster können aber nur in mancherlei Hinsicht praktiziert werden. Auf der anderen Seite ist und bleibt die Szene stets ein Teil der Gesamtgesellschaft und unterliegt ihren Strukturen.

6.3. Symbole und Rituale als Handlungspraxis

Neben dem Widerstand gegen gesellschaftliche Normen durch die abstinente Lebensweise existieren spezifische Ausdruckformen, über die sogenannte „symbolic boundaries“ geschaffen werden. Dadurch gelingt es den Individuen zwischen „people like us“ und „others“ zu unterscheiden, gleichzeitig diesen Bezugsrahmen aber über nationale Grenzen hinweg zu erweitern (vgl. Lamont 2001, S. 179). Auf diese Weise kommen die der Straight-Edge-Szene zugrunde liegenden Symbole und damit einhergehende Rituale besonders zum Ausdruck. Die spezifischen Bedeutungen, die den Symbolen von Straight-Edger*innen zugeschrieben werden, sind Ausdruck ihrer sozialen Realität und repräsentieren inkorporiertes Wissen und Denken.

Im Rahmen der Straight-Edge-Szene ist das wohl ausdrucksstärkste Symbol ein großes „X“, welches besonders im Kontext von Konzerten und Shows relevant wird. Konzerte stellen für Straight-Edger*innen einen zentralen Bezugspunkt dar, durch den sich Szenenmitglieder untereinander kennenlernen, aber auch wiederfinden. Weil es anderweitig keine Orte gibt, an denen die Szene als Einheit zusammenkommt, bieten Konzerte, insbesondere jene von

dezidierten Straight-Edge-Bands, einen Anschlusspunkt. Um seine Zugehörigkeit zu Straight-Edge zu repräsentieren, wird das „X“ auf diesen Veranstaltungen oftmals bewusst auf den Handrücken aufgezeichnet. Andere, gleichgesinnte Individuen können folglich Zuordnungen treffen, wodurch unhinterfragt ein gemeinsamer Erfahrungshintergrund besteht. Das Symbol und das zugrunde liegende Ritual muss von den Szenenmitgliedern nicht näher erläutert oder interpretiert werden, sondern fungiert als implizit vorhandenes Wissen innerhalb der Szene. Dem „X“ wird damit eine spezifische Bedeutung zugeschrieben: Erkennung, Zugehörigkeit und Gemeinschaft werden innerhalb der Szene vermittelt. Entsprechend wird aber auch eine Trennlinie zu jenen Personen und Gruppen gezogen, die das Symbol nicht deuten können und der Szene somit nicht angehören. Einerseits werden somit Distinktionsprozesse geschaffen, andererseits aber auch die Identifikation mit der Szene untermauert. Das gemeinsame Ritual auf Konzerten und der Stellenwert des szenetypischen Symbols sind charakteristisch für die Gegenwärtigkeit der Szene und die Identität der gesamten Gruppe (vgl. Lorig & Vogelsang 2011, S. 372f.).

Das kollektive Miteinander wird nicht nur durch das Tragen von Symbolen auf Konzerten zum Ausdruck gebracht, sondern auch über den Bezugspunkt der Musik praktiziert. Durch die Musik, die unter anderem die Ansichten und Lebenseinstellungen der Straight-Edge-Szene akzentuiert, wird der symbolische und soziale Zusammenhalt hergestellt (vgl. Jacke 2009, S. 141). Innerhalb der Straight-Edge-Szene kann Musik als identitätsstiftend verstanden werden: Bereits die Mitglieder der Punk-Szene trugen ihre Denkweisen durch die Musik nach außen und drückten dadurch ihre Identität aus. Da oftmals Wut, Aggression und Frust gegen die hegemoniale Gesellschaftsordnung gegenwärtige Emotionen der Punks waren, gestaltete sich auch die Musik sehr laut, konfrontativ und rau (vgl. Hebdige 1979). Die Straight-Edge-Szene geht dahingehend einen ähnlichen Weg, wenngleich sich ihre Lebensgestaltung von jener der Punks stark abhebt. Über den Gesang und die Liedtexte wollen Straight-Edger*innen die Gedanken und Emotionen offenbaren und darüber hinaus auch gesellschaftskritische Aspekte aufgreifen. Die stumpfe und radikale Musik spiegelt sich in den Umgangsweisen auf Konzerten wider. Das Unverständnis gegenüber dem gesellschaftlich anerkannten Konsumverhalten resultiert innerhalb der Szene in Wut und Frust und manifestiert sich oftmals auch in gewaltvollen Handlungen auf Konzerten. Sogenannte Moshpits und Schlägereien werden von den Anhänger*innen als normal erachtet und können als Coping-Mechanismus interpretiert werden. Musik agiert als Bezugspunkt der gesamten Szene, wodurch das Gemeinschaftsgefühl der Individuen verstärkt wird. Auch an dieser Stelle lassen sich sowohl die Handlungspraxis der Szene als auch einer gemeinsamer konjunktiver Erfahrungsraum erkennen.

6.4. Straight-Edge als Austragungsort von Konflikt und Überlegenheit

Bereits die Art und Weise, wie über Musik innerhalb der Szene gesprochen wird und welche Verhaltensmuster und Emotionen über diese zum Ausdruck gebracht werden, lässt auf männlich geprägte Ideale schließen. Besonders in den Anfängen der Szene tendierten die Anhänger*innen zu radikalen Handlungen, die auf Männlichkeitsidealen aufbauten: Die Lebensweise wurde derart verherrlicht, dass sie als das einzig Richtige angesehen wurde und andere Personen und ihre Einstellungen abwertete. Zur Verwirklichung und Durchsetzung der Straight-Edge-Szene in der breiten Gesellschaft gehörten unter anderem gewaltvolle Sanktionen, die die Stärke der Szene zeigen und Außenstehende einschüchtern sollten. Heutzutage spricht sich die Szene für weitaus liberalere Einstellungen aus, tendenziell ist aber dennoch der hohe Stellenwert von Männlichkeit in der Lebensweise verankert. Ausschlaggebend dafür mag wohl die harte, raue Musik sein, die – so die Ansicht der Szenenmitglieder – von Grund auf mehr Männer als Frauen anspricht. Allerdings ist Männlichkeit bzw. die sogenannte Hypermaskulinität auch als implizites Wissen im alltäglichen Handeln festgeschrieben. Das „Thought-Guy-Image“ wird durch die praktizierten Gewohnheiten wie Fitnesstraining, gesunde Ernährung und allgemeine Produktivität ständig reproduziert. Durch den gesunden Lebensstil, der von Straight-Edger*innen befürwortet wird, wird mitunter ein Ideal geschaffen, das vor allem Motivation und Produktivität in den Vordergrund stellt; der Grundgedanke, auf Alkohol und Drogen für ein bewussteres und sinnvolleres Leben zu verzichten, wird als Basis dafür gesehen. Nach außen wird damit ein Schaffensdrang vermittelt, durch den wiederum sehr veraltete, traditionelle Muster skizziert wird: Produktivität wurde früher vor allem Männern zugeschrieben, da diese einer Erwerbsarbeit nachgingen und Geld verdienten. Die unbezahlte Tätigkeit Kindererziehung und Hausarbeit galt als nicht erstrebenswert und wurde dementsprechend abgewertet. Derartige Denkmuster werden in gewisser Weise nun zwischen der Straight-Edge-Szene und der Mainstream-Gesellschaft erkennbar: Die Szenenmitglieder erachten ihren Lifestyle aufgrund ihrer Abstinenz als produktiver und gesünder, werten damit aber auch den Lebensstil (und den Konsum) der breiten Masse ab und deklarieren diesen als ungesund. Damit wird eine Verallgemeinerung getroffen, die alle Individuen, die nicht nach Straight-Edge leben, miteinbezieht. Diese Prozesse lassen erneut auf In- und Exklusionsmuster schließen und markieren Grenzen von Zugehörigkeit und Abgrenzung. Weiter gefasst kann man auch von Dominanzverhältnissen sprechen, die jedoch stark auf den subjektiven Ansichten der Straight-Edger*innen beruhen. Sie bewerten ihre Lebensweise als besser und verleihen dabei der Unterscheidung zwischen „uns“ und den „anderen“ hierarchische Strukturen. Diese existieren nicht naturgegeben, sondern werden durch die Handlungspraktik der Szene immer wieder hergestellt (vgl. Marchart 2008, S. 15). An dieser Stelle kann eine Verbindung zu den Cultural Studies gezogen werden, in denen Ein- und Ausschlussmechanismen im Kontext von

Subkulturen eine zentrale Rolle spielten. Macht und Identität sowie damit einhergehende Herrschaftsverhältnisse waren grundlegender Gegenstandsbereich der Cultural Studies (vgl. Marchart 2008, S. 33). Den von Straight-Edger*innen hergestellten hierarchischen Beziehungen zwischen Szenenmitgliedern und Nicht-Szenenmitgliedern liegt somit Konfliktpotential zugrunde. Einerseits stehen sie in Konflikt mit den in der Mainstream-Gesellschaft gebräuchlichen Lebensweisen, andererseits werden Konflikt- und Machtstrukturen von der Szene selbst reproduziert. Indem sie ihre kollektiven Orientierungen als besser ansehen und die Mehrheitsgesellschaft mit ihrer konsumorientierten Lebensweise abwerten, entstehen auf impliziter Ebene Differenzen. Die Szene gilt zwar als Austragungsort von Konflikten (vgl. Marchart 2008, S. 15), allerdings wird dieser auch auf die Individuen in der Mainstream-Gesellschaft umgelegt. So scheint es nicht verwunderlich, dass Szenen-Anhänger*innen oftmals das Gefühl haben, Außenstehende würden ihnen und ihrem Lebensstil negativ und voreingenommen begegnen. Und dennoch lassen sich auch hier Ambivalenzen erkennen: Obwohl Straight-Edger*innen ihre kollektiv geteilten Orientierungen als überlegen wahrnehmen, scheint das Konfliktpotential dahinter nicht bewusst erkannt zu werden. Folglich können auch die Reaktionen von Außenstehenden nur schwer nachvollzogen werden, wenngleich die Szene als Kollektiv Überlegenheitsgefühle gegenüber der Mainstream-Gesellschaft teilt.

Zwar lassen sich an dieser Stelle Parallelen zu den Cultural Studies und den vorherrschenden Dominanzverhältnissen erkennen, jedoch entstehen auch diese nicht auf Basis vorliegender Klassenunterschiede und hegemonialer Gesellschaftsordnungen. Vielmehr produziert und reproduziert die Szene derartige Konflikte durch ihre Einstellungen selbst, wodurch im Vergleich zu den früheren Subkulturen der Arbeiterklasse nicht von Grund auf hierarchische Strukturen gegeben sind.

6.5. Straight-Edge als solidarische Einheit gegenüber anderen

Die Straight-Edge-Szene bildet durch ihre eigene Lebensweise Solidarität gegen „andere“, wodurch sich Szenen-Anhänger*innen als Einheit sehen und Zusammenhalt geschaffen wird (vgl. Delitz 2018, S. 24f.). Daraus resultiert schließlich die Identifikation mit der Szene, während gleichzeitig Prozesse der Abgrenzung gegenüber anderen sichtbar werden. Die gemeinsame Basis der Straight-Edge-Szene sind Symbole, Rituale sowie Denk- und Handlungsmuster, die fester Bestandteil des Alltags sind. Darüber entstehen das Gemeinschaftsgefühl und die starke Verbundenheit untereinander, die vor allem auf gegenseitigem Verständnis beruhen. Durch die Identifikation mit der Lebensweise und den geteilten Erfahrungshintergründe „claimen“ Individuen Straight-Edge; das heißt sie schreiben sich den Status Straight-Edge selbst zu und setzen auch andere davon in Kenntnis. Auch wenn dieser Zuschreibungsprozess erst retrospektiv als solcher identifiziert wird, entsteht

dadurch die Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft und die Abgrenzung von einer anderen. Sichtbar wird hier der freiwillige Eintritt in die Szene aufgrund ähnlicher Denkweisen und Lebenseinstellungen, wie er auch im Sinne der posttraditionalen Vergemeinschaftung zu finden ist (vgl. Hitzler & Pfadenhauer 2010, S. 372). Einige Werte und Normen der Straight-Edge-Szene stehen in Kontrast zu jenen der Mehrheitsgesellschaft. Aufgrund der differenzierenden Ansichten und der unterschiedlichen Handlungspraxis entsteht ein Konflikt: Die Szene kann sich mit einigen Handlungs- und Konsumpraktiken der kapitalistischen Gesellschaft nicht identifizieren, bleibt aber dennoch stets ein Teil dieser Gesamtgesellschaft. Durch die in der Straight-Edge-Szene geteilten Einstellungen entsteht jedoch eine soziale Einheit, die sich gegenüber anderen, nicht zugehörigen Szenenmitgliedern solidarisiert. Daraus resultiert, dass die Verbundenheit untereinander und die Identifikation mit der Szene gestärkt wird. Den gleichen Interessen und gemeinsamen Orientierungen liegt ein konjunktiver Erfahrungsraum zugrunde, der in Bezug auf den (Alkohol-)Konsum in Widerspruch zur Mainstream-Gesellschaft steht. Das „Wir-Gefühl“ wird durch eine Abgrenzung zum „Nicht-Wir“ untermauert (vgl. Haenfler 2004c, S. 409), wodurch sich auch die kollektive Identität der Straight-Edge-Szene ergibt. An dieser Stelle fällt der Aspekt ins Gewicht, dass Straight-Edge in mancherlei Hinsicht als eine Gegenkultur („counterculture“) zur Gesamtgesellschaft interpretiert werden kann (vgl. Bennett 2012, S. 20), wobei sich die gegensätzliche Lebensweise lediglich auf die der Straight-Edge-Szene zugrunde liegenden Regeln, Normen und Werte beziehen lässt.

6.6. Grenzen der vorliegenden Forschung

Bedingt durch die Corona-Pandemie war die Forschung an der Straight-Edge-Szene von Einschränkungen betroffen. So konnten Gruppendiskussionen nicht face-to-face geführt werden, sondern mussten als Videokonferenz über Zoom abgehalten werden. Auf diese Weise war es zwar möglich, Straight-Edger*innen aus Österreich und Deutschland für die Gruppendiskussionen zu gewinnen, allerdings gingen wertvolle Informationen – insbesondere hinsichtlich des Interaktionsprozesses – auch verloren. Gerade im Zuge von Gruppengesprächen kommt der Interaktion und der Kommunikation zwischen den Teilnehmer*innen ein wesentlicher Stellenwert zu. Auch wenn die Kamera von den meisten Teilnehmer*innen genutzt wurde und so zumindest teilweise ein nonverbaler Austausch vorhanden war, ist die Situation nicht mit einer face-to-face Interaktion vergleichbar. Dementsprechend erscheint es für zukünftige Forschungen zur Straight-Edge-Szene, insbesondere bei der Durchführung von Gruppendiskussionen, unabdingbar, die Kopräsenz bei Gesprächen zu gewährleisten. Weiters war es durch die vorliegenden Maßnahmen zur Bekämpfung der Covid-19-Pandemie nicht geboten, teilnehmende Beobachtungen durchzuführen. Auch an dieser Stelle wären mit Sicherheit tiefere Einblicke in die Szene

möglich, insbesondere wenn es um die Teilhabe an Konzerten und das dadurch entstehende Zusammengehörigkeitsgefühl der Gruppe geht. Für weitere Forschungen könnte an diesem Punkt angeknüpft werden, um mehr über die soziale Realität und die Konstruktion kollektiver Identität in Erfahrung zu bringen – vorausgesetzt die gegenwärtige Pandemie-Situation lässt eine derartige Herangehensweise zu.

6.7. Empfehlungen für zukünftige Forschungen

Wie bereits erwähnt entstand die Straight-Edge-Szene aus der Punk-Kultur, dennoch zeichnen sich eindeutig gegensätzliche Einstellungen ab. Während die Punks mit ihren selbstzerstörerischen Praktiken auf ihre prekäre Situation aufmerksam machen wollten, lehnen Straight-Edger*innen ebendiesen Konsum strikt ab. Interessant wären weiterführende Forschungen zu den bestehenden Differenzen zwischen den beiden Szenen und möglichem Konfliktpotential bedingt durch die konträre Einstellung zu Alkohol- und Drogenkonsum. Auch im Hinblick auf die Mainstream-Gesellschaft wären weiterführende Untersuchungen sinnvoll, um das Spannungsverhältnis zwischen der Straight-Edge-Szene und Außenstehenden genauer zu eruieren. Damit könnten auch Reaktionen und Umgang von Außenstehenden hinsichtlich des Lebensstils von Straight-Edger*innen verstärkt beleuchtet werden. Auf diese Weise könnte man mehr Aufschluss darüber erhalten, inwiefern die Szene trotz ihrer abstinenter Lebensweise und der damit einhergehenden Distanz zur Gesamtgesellschaft als Teil davon gesehen wird und welche Abgrenzungen von jenen Individuen gezogen werden, die nicht der Szene zugehören. Mit der Abstinenz gegenüber Alkohol, Drogen und Nikotin gehen vor allem auch Aspekte des Widerstands einher. Fraglich ist hier, inwieweit dieser Widerstand extremistische Ausprägungen annehmen kann und inwiefern Konflikt- und Machtverhältnisse zur Mainstream-Gesellschaft dadurch noch stärker zum Tragen kommen. Weiters wären teilnehmende Beobachtungen spannend, beispielsweise auf Konzerten mit Anhänger*innen der Straight-Edge-Szene. Auf diese Weise würde der Zusammenhalt unter den Mitgliedern durch den kollektiven Bezug zur Musik verstärkt zum Vorschein kommen. Auch der Ablauf diverser Rituale sowie der Umgang mit Symbolen könnte durch einen direkten Feldzugang genauer beobachtet werden.

7. Conclusio

Ziel der Masterarbeit war es, die kollektiven Orientierungen sowie die damit verbundene Herstellung der sozialen Realität innerhalb der Straight-Edge-Szene zu rekonstruieren. Dabei standen Fragen der Zugehörigkeit, Aspekte des Gemeinschafts- und Zusammengehörigkeitsgefühls und Identitätskonstruktionen im Vordergrund. Besonders die Forschungsfrage „**Welche kollektiven Orientierungen charakterisieren die Straight-Edge-Szene und wie kommen diese zum Ausdruck?**“ stand hinsichtlich Erhebung und Auswertung im Fokus. Abschließend sollen nun die wichtigsten Aspekte zusammengefasst sowie der Bezug zu Theorie und Methode hergestellt werden, um die Forschungsfrage schlussendlich zu beantworten. Vor allem die Tatsache, dass Straight-Edge als Szene im Sinne einer posttraditionalen Vergemeinschaftungsform interpretiert werden kann, steht dabei im Mittelpunkt.

Um die gewünschten Ergebnisse erzielen zu können, wurden im Rahmen einer qualitativen Forschung drei Gruppendiskussionen mit jeweils drei bis vier Anhänger*innen der Straight-Edge-Szene geführt. Auch wenn diese aufgrund der Corona-Pandemie nicht face-to-face erfolgen konnten, sondern lediglich als Videokonferenz über das Online-Tool Zoom stattfanden, war der Output der Gespräche für die Datengewinnung mehr als ausreichend. Dem Feld Straight-Edge sollte sehr offen begegnet werden, um so möglichst viel Neues im Hinblick auf die Forschungsfrage in Erfahrung zu bringen. Das Hauptanliegen lag darin, die Relevanzsetzung der Themenbereiche den Teilnehmer*innen der Gruppendiskussionen zu überlassen. Durch die stattfindenden Interaktionsprozesse und die erfolgten Erzählungen kam das handlungspraktische Wissen der Szene zum Vorschein (vgl. Przyborski & Riegler 2000, S. 339). Gemäß der dokumentarischen Methode nach Ralf Bohnsack lag der Fokus auf den geteilten Orientierungen, denen der gemeinsame Erfahrungsraum der Szene zugrunde liegt. Um die konjunktiven Orientierungen verstehen zu können, bedurfte es einer Interpretation der Alltagspraxis. Anhänger*innen der Straight-Edge-Szene teilen implizites Wissen, dass von Gleichgesinnten unmittelbar verstanden wird und demnach nicht expliziert werden muss. Als Forscher*in muss dieses handlungsleitende Wissen zur Explikation gebracht werden, um die kollektiven Orientierungen der Straight-Edge-Szene rekonstruieren zu können (vgl. Bohnsack et al. 2013, S. 12). Dabei geht es stets um die Frage, wie soziale Realität innerhalb der Gruppe hergestellt wird (vgl. Przyborski & Wohlrab-Sahr 2014, S. 289). Im Zuge einer detaillierten Interpretation gemäß den Auswertungsschritten der dokumentarischen Methode konnten die kollektiv geteilten Erfahrungsräume eruiert und in Bezug zu den theoretischen Vorannahmen gesetzt werden.

Von besonderer Relevanz ist die theoretische Verortung der Straight-Edge-Szene als posttraditionale Vergemeinschaftungsform. Diesem Konzept gehen frühere Begriffe und Theorien zu Sub- und Jugendkulturen voraus, die relevant erscheinen, um schlussendlich den Bezug zur Szenenforschung herstellen zu können. Dabei standen die Cultural Studies und ihre späteren Studien am Centre for Contemporary Cultural Studies in Birmingham im Fokus. Soziale Ungleichheit, Macht- und Herrschaftsverhältnisse sowie die Auflehnung gegen die hegemoniale Gesellschaftsordnung waren zur damaligen Zeit zentrale Themen der Forschungen. Über diese Aspekte konnte das Entstehen von Subkulturen, deren Individuen sich aufgrund ihrer prekären Ausgangssituation als Einheit zusammenschlossen, erklärt werden (vgl. Winter 2009, S. 68f.). In weiterer Folge rückten Symbole und Rituale, die kennzeichnend für die Gruppen waren, ins Blickfeld der Cultural Studies. Widerstand und Konflikte waren die Grundthematik der Subkulturen und äußerten sich zumeist in devianten Handlungs- und Verhaltensweisen (vgl. Jacke 2009, S. 139f.). Die klassenspezifischen Sichtweisen dienten dabei als Ursache für das Zustandekommen von Subkulturen, wodurch auch der wesentlichste Unterschied zu neueren Konzepten sichtbar wird.

Wegweisend für diese Forschung war das Konzept der posttraditionalen Vergemeinschaftung von Hitzler, Honer und Pfadenhauer (2008). Dabei kommt dem Szenenbegriff ein hoher Stellenwert zu: Szenen können als Zusammenschluss auf Basis gleicher Interessen und Ziele gesehen werden. Ein- und Austritt erfolgen dabei freiwillig, das vorrangige Ziel von Szenen ist die Vermittlung von Gemeinschaft, Miteinander und sozialer Geborgenheit (vgl. Niederbacher & Hitzler 2010, S. 91f.; Pfadenhauer 2010, S. 281). In engem Zusammenhang mit der Zugehörigkeit zu einer Szene steht der Begriff der kollektiven Identität, durch welche Individuen die Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe ausbilden können. Aufgrund der zunehmenden Pluralisierung und Individualisierung im Lebensverlauf haben vor allem Jugendliche mit Identitäts- und Sinnfragen zu kämpfen, die sie durch das vorherrschende komplexe Gesellschaftsgebilde nur schwer meistern können (vgl. Hitzler & Pfadenhauer 2010, S. 372). Aus diesem Grund erlangen Szenen einen derart hohen Stellenwert und geben den Individuen das Gefühl, durch gemeinsame Ansichten, Einstellungen und Lebensweisen zu einer sozialen Einheit zu gehören. Die bestehende Gemeinschaft entwickelt somit Normen und Werte, durch die sie ein Wir-Bewusstsein und emotionale Solidarität gegen andere, Fremde entwickelt (vgl. Antweiler 2017, S. 443). Anhand des theoretischen Konzepts zu Szenen und Identitätskonstruktionen lässt sich auch die Straight-Edge-Szene verorten. Da die Szene nicht durch die Kritik an einer vorherrschenden hegemonialen, klassenstrukturierten Gesellschaftsordnung gekennzeichnet ist und ihre Anhänger*innen nicht die Zugehörigkeit zur Arbeiterklasse als Ursache für den Zusammenschluss sehen, erscheint der Szenenbegriff für Straight-Edge passender als jener der Subkultur (vgl. Eisewicht & Pfadenhauer 2015, S. 493). Auf Basis gleicher Interessen bildet sich eine Gemeinschaft, wobei der freiwillige Eintritt in die

Straight-Edge-Szene, der theoretisch jede*r beitreten kann, in den Vordergrund gestellt wird (vgl. Hitzler & Pfadenhauer 2010, S. 380). Straight-Edge wird von den Anhänger*innen als Lebensstil verstanden, der eine vollständige Abstinenz in Bezug auf Alkohol, Drogen und Nikotin vorsieht. Teilweise reicht der Verzicht auch weiter und nimmt tierische Produkte oder das Unterlassen von häufig wechselnden Sexualpartner*innen in den Fokus. Dabei wird aber ersichtlich, dass es unterschiedliche Ausprägungen innerhalb der Szene gibt und lediglich die Abstinenz in Bezug auf Suchtmittel als wegweisend gilt. Als grundlegendes Erkennungsmerkmal der Straight-Edger*innen dienen diverse Zeichen und Symbole, die spezifischen Bedeutungen unterliegen. So spiegelt ein „X“ am Handrücken ebenso wie T-Shirts und Hoodies mit den Namen von Straight-Edge-Bands die Zugehörigkeit wider. Allerdings existieren auch diese Charakteristika der Szene vorwiegend als implizit verankertes Wissen, von dem nur Mitwissende Gebrauch machen können und sich so unmittelbar verstehen.

Einhergehend mit der abstinente Lebensweise ist der Widerstand gegen einige konsumorientierte Praktiken der Mainstream-Gesellschaft. In dieser wird der Konsum von Alkohol und anderen Gütern und Dienstleistungen als allgegenwärtig angesehen. Die praktizierte, abstinente Lebensweise der Straight-Edger*innen ist somit nicht nur Ausdruck ihrer individuellen Überzeugung, sondern richtet sich als Gesellschaftskritik gegen das vorherrschende kapitalistische System. An dieser Stelle wird deutlich, dass auch die Straight-Edge-Szene auf Basis geteilter Ansichten eine Einheit bildet und sich dadurch solidarisiert. Allerdings muss festgehalten werden, dass sich die Szene nicht aufgrund ihrer klassenspezifisch prekären Situation zusammenschließt, sondern vielmehr der Wohlstand und der damit verbundene übermäßige Konsum der Mittel- und Oberschicht im Zentrum der Kritik steht. Anhänger*innen der Straight-Edger*innen Szene haben zu diesem Luxus theoretisch Zugang, sind also nicht durch eine schlechtere Ausgangssituation benachteiligt. Jedoch entscheiden sie sich mit ihren kollektiv geteilten Normen und Werten bewusst gegen (übermäßigen) (Alkohol-)Konsum. Im Vergleich zu jenen Subkulturen, deren Anhänger*innen aus der Arbeiterklasse stammen und sich aufgrund ihrer aussichtslosen Aufstiegssituation gegen die hegemoniale Ordnung auflehnten, stellen sich Straight-Edger*innen gegen den weit verbreiteten und von der Gesellschaft akzeptierten Wohlstand, der vor allem mit dem Konsum jeglicher Güter und Dienstleistungen gleichgesetzt wird. Dieser Widerstand gegen spezifische Verhaltensweisen ist auf Basis geteilter Normen, Werte und Verhaltensweisen in der Handlungspraxis der Szene verankert. Weil die Szenenmitglieder ihren Lebensstil und die damit verbundenen Denkweisen als sinnvoller, gesünder und produktiver erachten, stellen sie sich selbst über jene Individuen bzw. Gruppen, die nicht nach Straight-Edge leben und streben moralische Überlegenheit an. Derartige Prozesse werden jedoch von der Szene selbst

produziert und reproduziert und sind somit nicht von vornherein gegeben. Sichtbar werden dadurch sowohl Abgrenzungsprozesse als auch potenzielles Konfliktpotential. Damit einher gehen In- und Exklusionsmechanismen, die durch die alltägliche Handlungspraxis gefestigt werden. Auf diese Weise kommt umso stärker das Wir-Bewusstsein innerhalb der Szene zum Tragen, wodurch der Zusammenhalt und die Verbundenheit untereinander gestärkt wird. Abgrenzungs- und Distinktionsprozesse zu anderen werden gefestigt, weshalb die Szene als spezifische, posttraditionale Vergemeinschaftungsform innerhalb der komplexen Gesamtgesellschaft betrachtet werden kann.

Die soeben genannten Aspekte dienen als kollektive geteilte Orientierungen auf Basis des gemeinsamen Erfahrungsraums der Straight-Edge-Szene. Bedingt durch diese geteilten Denk- und Handlungsmuster, die sich einerseits in der Abstinenz gegen Alkohol, Drogen und Nikotin äußern, andererseits aber implizite Denkmuster umfassen, entstehen Identifikations- und Abgrenzungsprozesse. Durch die geteilten Annahmen zur Konsumkritik, den moralischen Zielen und Interessen und dem damit verbundenen Widerstand sieht sich die Szene als Einheit und solidarisiert sich gegen andere Gruppen, andere Individuen und in gewisser Weise auch gegen die Mehrheitsgesellschaft. Über gemeinsame Handlungspraktiken wird das implizite Wissen im Alltag reproduziert, wodurch die kollektive Identität der Szene ausgebildet wird. Aufgrund der internalisierten Normen und Werte liegt der Szene die kollektive Überzeugung zugrunde, nach diesen Regeln zu leben und alltägliche Handlungspraktiken danach auszurichten. Straight-Edge kann somit in Bezug auf die Abstinenz von Alkohol, Drogen, Nikotin, Promiskuität und tierische Produkte auch als Widerstandsbewegung gesehen werden, die identitätsstiftende Aspekte ebenso wie Abgrenzungsmechanismen hervorruft und durch kollektive Orientierungen das Wir-Bewusstsein stärkt. Nichtsdestotrotz bleibt die Szene eine Form der Vergemeinschaftung innerhalb eines komplexen Gesellschaftssystems. Durch gemeinsame Interessen und Ansichten verstehen sich die Anhänger*innen als zugehörig und können ihre kollektive Identität zum Ausdruck bringen (vgl. Pfadenhauer 2015, S. 281). Das implizit verankerte Wissen in Bezug auf die Normen und Werte innerhalb der Szene schafft unter den Anhänger*innen das Gefühl von Zugehörigkeit, Zusammenhalt und sozialer Geborgenheit (vgl. Hitzler & Pfadenhauer 2010, S. 372, 380).

Anknüpfungspunkte und tiefere Einblicke in das Datenmaterial wären an einigen Stellen aufschlussreich, würden den Rahmen dieser Arbeit allerdings sprengen. Wünschenswert für weitere Forschungen wären teilnehmende Beobachtungen, um einen Einblick in die Handlungspraxis der Szene zu erlangen. Auf diese Weise können implizite Denk- und Verhaltensmuster einer Szene, die einerseits so wenig beforscht ist und gleichzeitig so außergewöhnlich erscheint, einer detaillierten Analyse unterzogen werden.

8. Literaturverzeichnis

- Akremit, L. (2019). Stichprobenziehung in der qualitativen Sozialforschung. In N. Baur & J. Blasius (Hrsg.), *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung* (S. 313-331). Springer VS.
- Antweiler, C. (2017). Kollektive Identität. In L. Kühnhardt, T. Mayer, & S. Conermann (Hrsg.), *Bonner Enzyklopädie der Globalität* (S. 441-451). Springer VS.
- Asbrand, B. (2011). *Dokumentarische Methode*. Fallarchiv Uni Kassel. http://www.fallarchiv.uni-kassel.de/wp-content/uploads/2010/07/asbrand_dokumentarische_methode.pdf
- Belle, A. (2005). *Gruppendiskussion und dokumentarische Methode als Erhebungsverfahren im Kontext rekonstruktiver Sozialforschung*. (Dissertation). Universität Bielefeld. <https://pub.uni-bielefeld.de/record/2306643>
- Bennett, A. (2012). Reappraising « Counterculture ». *Volume!*, 9(1), 20-31. <https://doi.org/10.4000/volume.3499>
- Bohnsack, R. (1997). Dokumentarische Methode. In R. Hitzler & A. Honer (Hrsg.), *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung* (S. 191-212). Leske und Budrich.
- Bohnsack, R. (2000). Gruppendiskussion. In U. Flick, E. von Kardorff, & I. Steinke (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (S. 369-383). Rowohlt.
- Bohnsack, R. (2021). *Rekonstruktion Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden*. (10. überarb. Auflage). Barbara Budrich.
- Bohnsack, R., Fritzsche, B., & Wagner-Willi, M. (2015). *Dokumentarische Video- und Filminterpretation Methodologie und Forschungspraxis* (2. durchges. Auflage). Barbara Budrich.
- Bohnsack, R., Nentwig-Gesemann, I., & Nohl, A.-M. (2013). Einleitung: Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. In R. Bohnsack, I. Nentwig-Gesemann, & A.-M. Nohl (Hrsg.), *Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung* (3. Auflage, S. 9-32). Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Bourdieu, P. (1987). *Die feinen Unterschiede*. Suhrkamp.
- Buchmann, M. (1989). Subkulturen und gesellschaftliche Individualisierungsprozesse. In M. Haller, H.-J. Hoffmann-Nowotny, & W. Zapf (Hrsg.), *Kultur und Gesellschaft: Verhandlungen des 24. Deutschen Soziologentags, des 11. Österreichischen Soziologentags und des 8. Kongresses der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie in Zürich 1988* (S. 627-638). Campus.
- Clarke, J., Hometh, A., Lindner, R. & Paris, R. (1979): *Jugendkultur als Widerstand. Milieus, Rituale, Provokationen*. Syndikat.

- Cohen, A. K. (1955). *Delinquent boys; The culture of the gang*. Free Press.
- Delitz, H. (2018). *Kollektive Identitäten*. transcript.
- Eisewicht, P. & Pfadenhauer, M. (2015): Freizeitliche Gesellungsgebilde? – Subkulturen, Teilkulturen und Szenen. In R. Freericks & D. Brinkmann (Hrsg.), *Handbuch Freizeitsoziologie* (S. 489-512). Springer VS.
- Esser, Hartmut (2002). *Soziologie. Spezielle Grundlagen. Band 6: Sinn und Kultur*. Campus.
- Falk, S. (2017). Der Weg in das qualitative Forschungsfeld. In M. Berger & C. Dreßler (Hrsg.), *Autoethnographien zur Professionalisierung des wissenschaftlichen Nachwuchses* (S. 58-66). Narr Francke Attempto.
- Farin, K. (1995). Skinheads und Subkultur. *Forschungsjournal NSB*, 8(2), 47-53. https://doi.org/10.1007/978-3-322-98549-1_5
- Ferchhoff, W. (2008). Aktuelle Trends aus der Jugendforschung: Jugend zwischen Globalisierung und Individualisierung. *Freiburger Geschlechter Studien*, 22, 107-126. <https://elibrary.utb.de/doi/abs/10.3224/fzg.v14i1.07>
- Fischer, P. (2018). Der Kulturbegriff der Cultural Studies–Ein Konzept, das Fragen generiert. In A. Hlukhovich, B. Reiter, K. Beuter, K. Lindner, & S. Vogt (Hrsg.), *Kultur und kulturelle Bildung: Interdisziplinäre Verortungen, Lehrerinnen- und Lehrerbildung, Perspektiven für die Schule* (S. 39-58). University of Bamberg Press.
- Fox, K. J. (1987). Real Punks and Pretenders: The Social Organization of a Counterculture. *Journal of Contemporary Ethnography*, 16(3), 344-370. <https://doi.org/10.1177/0891241687163006>
- Giesen, B., & Seyfert, R. (2013). Kollektive Identität. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 63(13-14), 39-43. https://www.researchgate.net/profile/Robert-Seyfert-2/publication/325870747_Kollektive_Identitaet/links/5b2a1302aca27209f37513ca/Kollektive-Identitaet.pdf
- Haenfler, R. (2004a). Collective Identity in the Straight-Edge Movement: How Diffuse Movements Foster Commitment, Encourage Individualized Participation, and Promote Cultural Change. *The Sociological Quarterly*, 45(5), 785-805. <https://doi.org/10.1111/j.1533-8525.2004.tb02314.x>
- Haenfler, R. (2004b). Manhood in Contradiction. The Two Faces of Straight-Edge. *Men and Masculinities*, 7(1), 77-99. <https://doi.org/10.1177/1097184X03257522>
- Haenfler, R. (2004c). Rethinking Subcultural Resistance: Core Values of the Straight-Edge Movement. *Journal of Contemporary Ethnography*, 33(4), 406-436. <https://doi.org/10.1177/0891241603259809>
- Haenfler, R. (2006). *Straight-Edge: Hardcore Punk, Clean Living Youth, and Social Change*. Rutgers University Press.
- Hebdige, D. (1979). *Subculture: The Meaning of Style*. Routledge, Taylor and Francis.

- Hebdige, D. (1999). The Function of Subculture. In S. During (Ed.), *The Cultural Studies Reader* (2nd ed., pp. 441-450). Routledge.
- Hitzler, R. (1998). Posttraditionale Vergemeinschaftung. Über neue Formen der Sozialbindung. *Berliner Debatte INITIAL - Zeitschrift für sozialwissenschaftlichen Diskurs*, 9(1), 81-89. http://www.hitzler-soziologie.de/pdf/Publikationen_Ronald/2-40.pdf
- Hitzler, R., & Honer, A. (1994). Bastelexistenz: Über subjektive Konsequenzen der Individualisierung. In U. Beck & E. Beck-Gernsheim (Hrsg.), *Riskante Freiheiten: Individualisierung moderner Gesellschaften* (S. 307-315). Suhrkamp.
- Hitzler, R., Honer, A., & Pfadenhauer, M. (2008). Zur Einleitung: „Ärgerliche“ Gesellungsgebilde? In R. Hitzler, A. Honer, & M. Pfadenhauer (Hrsg.), *Posttraditionale Gemeinschaften. Theoretische und ethnografische Erkundungen* (S. 9-31). Springer VS.
- Hitzler, R. & Niederbacher, A. (2010). *Leben in Szenen. Formen juveniler Vergemeinschaftung heute* (3. vollständig überarbeitete Auflage). Springer VS.
- Hitzler, R. & Pfadenhauer, M. (2010). Posttraditionale Vergemeinschaftung: Eine ‚Antwort‘ auf die allgemeine gesellschaftliche Verunsicherung. In H.-G. Soeffner (Hrsg.), *Unsichere Zeiten. Herausforderungen gesellschaftlicher Transformationen* (S. 371-382). Springer VS.
- Hoffmann-Riem, C. (1980). Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie – Der Datengewinn. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 32, 339-372.
- Hopf, C. (2016). *Schriften zu Methodologie und Methoden qualitativer Sozialforschung. Herausgegeben von Wulf Hopf und Udo Kuckart*. Springer VS.
- Jacke, C. (2009). John Clarke, Toni Jefferson, Paul Willis und Dick Hebdige: Subkulturen und Jugendstile. In A. Hepp, F. Krotz, & T. Thomas (Hrsg.), *Schlüsselwerke der Cultural Studies* (1. Auflage, S. 138-155). Springer VS.
- Jörissen, B. (2010). George Herbert Mead: Geist, Identität und Gesellschaft aus der Perspektive des Sozialbehaviorismus. In B. Jörissen & J. Zirfas (Hrsg.), *Schlüsselwerke der Identitätsforschung* (S. 87-108). Springer VS.
- Kutscher, N. (2002). *Moralische Begründungsstrukturen professionellen Handelns in der Sozialen Arbeit: Eine empirische Untersuchung zu normativen Deutungs- und Orientierungsmustern in der Jugendhilfe* (Dissertation). Universität Bielefeld.
- Lamont, M. (2001). Culture and Identity. In J. H. Turner (Ed.) *Handbook of Sociological Theory* (pp. 171-185). Springer VS.
- Lichtblau, K. (2011). Die Eigenart der kultur- und sozialwissenschaftlichen Begriffsbildung. Springer VS.
- Liebig, B. & Nentwig-Gesemann, I. (2009). Gruppendiskussion. In S. Kühl, P- Strodtholz, & A. Taffertshofer (Hrsg.), *Handbuch Methoden der Organisationsforschung. Quantitative und Qualitative Methoden* (S. 102-123). Springer VS.

- Liebsch, K. (2016). Identität und Habitus. In H. Korte & B. Schäfers (Hrsg.), *Einführung in Hauptbegriffe der Soziologie* (S. 79-100). Springer VS.
- Lipp, W. (2014). Kulturtypen, Kulturelle Symbole, Handlungswelt: Zur Plurivalenz von Kultur. In S. Moebius & C. Albrecht (Hrsg.), *Kultur-Soziologie* (S. 95-138). Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Lohmeier, C. (2018). Zwischen „gone native“ und „eine von uns“: Reflexionen zu ethischer und emischer Positionierung zum Forschungsfeld. In A. M. Scheu (Hrsg.), *Auswertung qualitativer Daten. Strategien, Verfahren und Methoden der Interpretation nicht standardisierter Daten in der Kommunikationswissenschaft* (S. 29-39). Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Lorig, P., & Vogelsang, W. (2011). Jugendkulturen und Globalisierung. Die Hardcore-Szene als Prototyp ethisch-translokaler Vergemeinschaftung. *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung*, 6(4), 5-6. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-392666>
- Lothwesen, K. (2014). Jugendkulturen und populäre Musik. In M. Pfeleiderer, R. von Appen, & N. Grosch (Hrsg.), *Populäre Musik: Geschichte – Kontexte – Forschungsperspektiven* (S. 113-122). Laaber.
- Marchart, O. (2008). *Cultural studies*. UVK-Verl.-Ges.
- Mayring, P. (2020). Qualitative Forschungsdesigns. In G. Mey & K. Mruck (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie* (2. erweiterte und überarbeitete Auflage, Bd. 2, S. 3-18). Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Mehling, Gabriele (2018). Die Gruppe als Untersuchungseinheit. Anforderungen an die Auswertung von Gruppendiskussionen als Methode zur Erfassung von Medienrezeption in Realgruppen. In Scheu, A. M. (Hrsg.), *Auswertung qualitativer Daten. Strategien, Verfahren und Methoden der Interpretation nicht-standardisierter Daten in der Kommunikationswissenschaft* (S. 989-122). Springer VS.
- Michel, B. (2010). Das Gruppendiskussionsverfahren in der (Bild-)Rezeptionsforschung. In R. Bohnsack, A. Przborski, & B. Schäffer (Hrsg.), *Das Gruppendiskussionsverfahren in der Forschungspraxis* (2. vollständig überarbeitete und aktualisierte Auflage, S. 219-231). Barbara Budrich.
- Minor, T. (1981): Straight-Edge. Track 4 on Minor Threat. <https://genius.com/Minor-threat-straight-edge-lyrics>
- Minor, T. (1983): Out of Step. Track 8 on Out of Step. <https://genius.com/Minor-threat-out-of-step-lyrics>
- Mrozek, B. (2014). Subkultur und Cultural Studies: Ein kulturwissenschaftlicher Begriff in zeithistorischer Perspektive. In A. Geithövel & B. Mrozek (Hrsg.), *Pop Geschichte. Band 1: Konzepte und Methoden* (Bd. 48, S. 101-126). transcript. <https://doi.org/10.14361/transcript.9783839425282.101>

- Mulder, M. (2009). Das Phänomen Straight-Edge und die Eignung von Lebensstilkonzepten zu seiner Analyse. *Online Publikation des Arbeitskreis Studium Populärer Musik e.V. (ASPM)*. <http://www.aspm-samples.de/Samples8/mulder.pdf>
- Niederbacher, A., & Hitzler, R. (2015). Forschungsfeld ‚Szenen‘ – *www.jugendszenen.com*. *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung*, 10(3), 339-344. <https://doi.org/10.3224/diskurs.v10i3.20187>
- Padtberg, C. (2006). Straight-Edge-Szene. Die härtesten Weicheier der Welt. *Spiegel Panorama*. <https://www.spiegel.de/lebenundlernen/schule/straight-edge-szene-die-haertesten-weicheier-der-welt-a-430242.html>
- Pfadenhauer, M. (2005). Ethnography of Scenes. Towards a Sociological Life-world Analysis of (Post-traditional) Community-building. *Forum: Qualitative Social Research*, 6(3). <https://www.proquest.com/docview/869231959/fulltext/38E6C16FD72E4493PQ/1?accountid=14682>
- Pfadenhauer, M. (2010). Kompetenzen durch Szenen. In B. Richard & H.-H. Krüger (Hrsg.), *inter-cool 3.0. Jugend Bild Medien. Ein Kompendium zur aktuellen Jugendkulturforschung* (S. 281-292). Wilhelm Fink.
- Pfadenhauer, M. & Eisewicht, P. (2014). Kompetenzerwerb in Jugendszenen. Überlegungen zum Aufschwung eines Themas und seiner Konzeptualisierung. In S. Sandring, W. Helsper, & H.-H. Krüger (Hrsg.), *Jugend. Theoriediskurse und Forschungsfelder* (S. 289-310). Springer VS.
- Pilipets, E., & Winter, R. (2017). Mainstream und Subkulturen. In T. Hecken & M. S. Kleiner (Hrsg.), *Handbuch Popkultur* (S. 284-293). J.B. Metzler.
- Przyborski, A. (2004). *Gesprächsanalyse und dokumentarische Methode. Qualitative Auswertung von Gesprächen, Gruppendiskussionen und anderen Diskursen* (1. Auflage). Springer VS.
- Przyborski, A., & Riegler, J. (2020). Gruppendiskussion und Fokusgruppe. In G. Mey & K. Mruck (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie: Band 2: Designs und Verfahren* (2. Auflage, S. 395-411). Springer VS.
- Przyborski, A., & Wohlrab-Sahr, M. (2014). *Qualitative Sozialforschung: Ein Arbeitsbuch* (4., erweiterte Auflage). Oldenbourg.
- Reichert, J. (2021). Die coronabedingte Krise der qualitativen Sozialforschung. *Soziologie*, 50(3), 313-335. https://soziologie.de/fileadmin/user_upload/zeitschrift/volltexte/Reichert_SOZIOLOGIE_3_2021.pdf
- Schwarz, T. (2005). Veganismus und das Recht der Tiere. Historische und theoretische Grundlagen sowie ausgewählte Fallstudien mit Tierrechtlern bzw. Veganern aus

- musikorientierten Jugendszenen. In W. Breyvogel (Hrsg), *Eine Einführung in Jugendkulturen. Veganismus und Tattoos* (S. 69-163). Springer VS.
- Stewart, F. (2017). *Punk rock is my religion: Straight-Edge punk and religious identity*. Routledge, Taylor & Francis Group.
- Strübing, J., Hirschauer, S., Ayaß, R., Krähnke, U., & Scheffer, T. (2018). Gütekriterien qualitativer Sozialforschung. Ein Diskussionsanstoß. *Zeitschrift für Soziologie*, 47(2), 83-100. <https://doi.org/10.1515/zfsoz-2018-1006>
- Vaskovic, L. A. (1989). Subkulturen – Ein überholtes analytisches Konzept? In M. Haller, H.-J. Hoffmann-Nowotny, & W. Zapf (Hrsg.), *Kultur und Gesellschaft: Verhandlungen des 24. Deutschen Soziologentags, des 11. Österreichischen Soziologentags und des 8. Kongresses der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie in Zürich 1988* (S. 587-599). Campus. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-148646>
- Wecker, R. (2020). Ist 1967 das wahre achtundsechzig? Gegenkultur, Hippie-Kultur und 68er-Bewegung. In L. Bürgli & E. Keller (Hrsg.), *Ausgeschlossen einflussreich. Handlungsspielräume an den Rändern etablierter Machtstrukturen* (S. 225-252). Schwabe.
- Williams, J. P. (2006). Authentic Identities: Straightedge Subculture, Music, and the Internet. *Journal of contemporary ethnography*, 35, 173-200. <https://doi.org/10.1177/0891241605285100>
- Williams, J. P., & Copes, H. (2005). "How Edge Are You?" Constructing Authentic Identities and Subcultural Boundaries in a Straightedge Internet Forum. *Symbolic Interaction*, 28(1), 67-89. <https://doi.org/10.1525/si.2005.28.1.67>
- Winter, R. (2001). *Die Kunst des Eigensinns. Cultural Studies als Kritik der Macht*. Velbrück.
- Winter, R. (2009). Cultural Studies. In G. Kneer & M. Schroer (Hrsg.), *Handbuch Soziologische Theorien* (S. 67-85). Springer VS.
- Wood, R. (2006). *Straightedge. Complexity and Contradictions of a Subculture* (1st ed.). Syracuse University Press.

9. Anhang

9.1. Abstract

Durch die Zugehörigkeit zu Szenen wird es Jugendlichen und jungen Erwachsenen innerhalb unseres komplexen Gesellschaftssystems möglich, ihre Interessen und Ziele mit Gleichgesinnten zu teilen. Auf Basis dieser Zugehörigkeit zu einer kleineren, sozialen Gruppe können sie folglich ihre persönliche Identität auszubilden. Die vorliegende Masterarbeit beschäftigt sich mit Identitätskonstruktionen sowie kollektiven Orientierungen von Szenen und veranschaulicht dies am Beispiel der Straight-Edge-Szene. Aufgrund ihrer Lebensweise, die sich in mancherlei Hinsicht zur Mainstream-Gesellschaft unterscheidet, entwickelt die Straight-Edge-Szene abweichende Denk- und Handlungsmuster, die einerseits zu starken Zusammengehörigkeitsgefühlen untereinander führen, andererseits auch Distinktionsprozesse zu anderen Gruppen und der Mainstream-Gesellschaft hervorbringen. Mittels Gruppendiskussionen mit Straight-Edge-Anhänger*innen und unter Anwendung der dokumentarischen Methode nach Ralf Bohnsack gelang es, den gemeinsamen Erfahrungsraum zu eruieren und das implizite, in der Szene verankerte Wissen zur Explikation zu bringen. Sichtbar wurden dabei einerseits für die Szene typische äußerliche Erkennungszeichen, andererseits vor allem geteilte Erfahrungshintergründe, die die Herstellung der sozialen Realität in der Szene verdeutlichen. So spielen Aspekte des Widerstandes und Überlegenheitsgefühle gegenüber der dominanten Gesellschaft eine wesentliche Rolle. Zudem kommen Männlichkeitsideale zum Vorschein, die durch den praktizierten Lebensstil im Alltag reproduziert werden. Die kollektive Identität der Straight-Edge-Szene entsteht somit vor allem über implizit vorhandene Denkmuster und kollektive Orientierungen, die als gemeinsame Basis von allen Mitgliedern in alltäglichen Handlungspraktiken repräsentiert werden.

Schlüsselwörter:

Subkulturen, Szene, Identität, Straight-Edge, Kollektiv, Erfahrungsraum, Mainstream, implizites Wissen

Due to the belonging to various scenes in a complex social system, young adults can share their interests and goals with like-minded individuals. Therefore, young adults develop their identity based on the belonging to a smaller social group. The following master thesis will therefore not only discuss identity constructions but also collective orientations from certain scenes using the example of the Straight-Edge-Szene. Because their way of living differs in several ways from the mainstream society, the Straight-Edge-Szene develops specific patterns of thoughts and actions, which lead to a distinction process to 'the other' on the one

hand and to a strong sense of common bond on the other hand. Through group discussions with Straight-Edge-Members and under application of the documentary method according to Ralf Bohnsack, it was possible to determine common orientations and explain the implicit knowledge that is established in the scene. In this context certain experiences became visible which point out the construction of social reality in the scene. Aspects of resistance and superiority against the mainstream society play an important role. In addition, ideals of masculinity appear and are reproduced through the everyday lifestyle. The collective identity of the Straight-Edge-Scene results by implicit patterns of thoughts due to a conjunctive sphere of experience. This mindset is represented as a common basis by all members in everyday practices.

Key words:

subculture, scene, identity, Straight-Edge, collective, sphere of experience, mainstream, implicit knowledge

9.2. Transkriptionsregeln

Die folgenden Transkriptionsregeln wurden aus Bohnsack 2021, S. 255f. entnommen.

[Beginn einer Überlappung bzw. direkter Anschluss beim Sprecherwechsel
]	Ende einer Überlappung
(.)	Pause bis zu einer Sekunde
(2)	Anzahl der Sekunden, die eine Pause dauert
<u>nein</u>	betont
nein	laut (in Relation zur üblichen Lautstärke des Sprechers/der Sprecherin)
°nee°	sehr leise (in Relation zur üblichen Lautstärke des Sprechers/der Sprecherin)
.	stark sinkende Intonation
;	schwach sinkende Intonation
?	stark steigende Intonation
,	schwach steigende Intonation
viellei-	Abbruch eines Wortes
nei::n	Dehnung, die Häufigkeit vom : entspricht der Länge der Dehnung
(doch)	Unsicherheit bei der Transkription, schwer verständliche Äußerungen
()	unverständliche Äußerungen, die Länge der Klammer entspricht etwa der Dauer der unverständlichen Äußerung
((stöhnt))	Kommentare bzw. Anmerkungen zu parasprachlichen, nicht-verbalen oder gesprächsexternen Ereignissen; die Länge der Klammer entspricht im Falle der Kommentierung parasprachlicher Äußerungen (z.B. Stöhnen) etwa der Dauer der Äußerung. In vereinfachten Versionen des Transkriptionssystems kann auch Lachen auf diese Wei-se symbolisiert werden.

(Bohnsack 2021, S. 255f.)